



Deutscher
Kulturrat

Matthias Theodor Vogt und Olaf Zimmermann (Hrsg.)

Verödung?

Kulturpolitische Gegenstrategien

Beiträge zur Tagung am 22. und 23. November 2013 in Haus Klingewalde, Görlitz

Veranstalter: Deutscher Kulturrat und Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen im Zusammenwirken mit dem Kulturraum Oberlausitz-Niederschlesien und dem Studiengang Kultur und Management der Hochschule Zittau/Görlitz.

Görlitz und Berlin 2013



Impressum

Matthias Theodor Vogt und Olaf Zimmermann (Hrsg.):

Verödung? Kulturpolitische Gegenstrategien

Beiträge zur Tagung 22./23. November 2013 in Görlitz

Veranstalter: Deutscher Kulturrat und Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen
im Zusammenwirken mit dem Kulturraum Oberlausitz-Niederschlesien
und dem Studiengang Kultur und Management der Hochschule Zittau/Görlitz.

Edition kulturelle Infrastruktur

Görlitz und Berlin 2013

DOI-Nummer: 10.1696/eki-2013.

Titelbild: Philipp Bormann, Gerhart-Hauptmann-Theater Görlitz

Redaktion: Matthias Theodor Vogt, Görlitz

Schlüsselworte

demografischer Wandel

strukturschwache Regionen

Köhäsionskräfte

Solidarpakt III

Kunst und Kultur als Faktoren der Resilienz

Kulturpolitikforschung

Sozialität

Kultur im ländlichen Raum

kulturelle Infrastruktur

kulturelle Verödung

On-line unter:

www.kulturrat.de/dokumente/veroedung.pdf

www.kultur.org/Doi101696/eki-2013.pdf

Inhalt

Ulf Großmann, Präsident der Kulturstiftung des Freistaates Sachsen und Vorsitzender des Kuratoriums des Instituts für kulturelle Infrastruktur Sachsen, Michael Kretschmer, Mitglied des Deutschen Bundestages und Kurator des Instituts für kulturelle Infrastruktur Sachsen, Bernd Lange, Landrat des Landkreises Görlitz und Vorsitzender des Kulturraums Oberlausitz-Niederschlesien: <i>Geleitwort</i>	5
Olaf Zimmermann, Geschäftsführer des Deutschen Kulturrats, Berlin: <i>Demografischer Wandel: Eine unterschätzte Aufgabe der Kulturpolitik</i>	9
Matthias Theodor Vogt, Direktor des Instituts für kulturelle Infrastruktur Sachsen und Professor für Kulturpolitik an der Hochschule Zittau/Görlitz: <i>Kunst und Kultur als Resilienzfaktoren. Zum aktuellen Stand der Forschung</i>	13
Anton Sterbling, Professor für Soziologie an der Hochschule der Sächsischen Polizei Rothen- burg / Oberlausitz und Sprecherrat der Sektion Europasozioogie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie: <i>Kulturelle Verödung – nimmt Südosteuropa Sachsens Entwicklung vorweg?</i>	63
Michèle Spohr, Hannover, DFG-Projekt „Das Verhältnis von Infrastrukturen und Dörflichkeit: <i>Welches Verständnis von Sozialität (Gesellschaftlichkeit / Gemeinschaftlichkeit) wohnt räumlich-fixierten Infrastrukturen inne?</i>	73
Anne Pallas, Dresden, Geschäftsführerin des Landesverbandes Soziokultur Sachsen: <i>Vom Menschen her denken. Potenziale multifunktionaler (Kultur)Institutionen für den ländlichen Raum</i>	79
Regine Möbius, Leipzig, Vizepräsidentin des Deutschen Kulturrats und Bundesbeauftragte für Kunst und Kultur der ver.di: <i>Schlusswort</i>	91
<i>Programm der Tagung</i>	93

Ulf Großmann¹, Michael Kretschmer MdB,² Bernd Lange³

Geleitwort

Der Analyse, dem Austausch und der Reflexion dienen eine verstärkte Kulturpolitikforschung und eine gegebenenfalls gesetzlich zu sichernde Kulturstatistik.

(Koalitionsvertrag CDU-CSU-SPD vom 27.11.2013)

„Einer trage des anderen Last“ (Galater 6,2) ist eine christliche Grundüberzeugung. Sie ist Grundlage des bundesrepublikanischen Föderalismus. Artikel 72 Grundgesetz gebietet dem Bund die „Herstellung gleichwertiger Lebensverhältnisse im Bundesgebiet“ – gesetzliche Regelungen für eine Solidarität der starken Regionen mit den schwächeren.

Im Sport (ursprünglich beim Pferderennen) nennen wir ein „(positives) Handicap“ eine Vorgabe für den leistungsschwächeren Spieler, um ihm gegenüber dem stärkeren einen Ausgleich zu verschaffen und so einen gerechteren Spielverlauf herzustellen.

Nun gibt es eine Gruppe von Regionen, die zusehends schwächer wird, den sogenannten ländlichen Raum. Einerseits erliegen sie immer mehr dem Anziehungssog der großen Städte. Speziell die Jungen und Gutausgebildeten zieht es mit Macht in die Metropolen Berlin und Wien, Hamburg und München, Köln und Leipzig oder gleich nach London, New York und Singapur. In der „Provinz“ bleiben die weniger Mobilen, die weniger gut Ausgebildeten und die Älteren zurück. Andererseits gibt es ohnehin schon zu wenig Kinder in Deutschland, um die Bevölkerung stabil zu halten. Wenn nun aber gerade die jungen Frauen in die Metropolen ziehen, dann ziehen damit die potentiellen Mütter weg. Der demographische Druck im ländlichen Raum verstärkt sich. Die Prokopfkosten der kommunalen Daseinsvorsorge in einem weniger dicht besiedelten Raum steigen (die Schulkinder oder die Müllabfuhr haben weitere Fahrwege, die Abwasserleitungen müssen zusätzlich durchspült werden etc.). Die Verteilung der Steuereinnahmen wiederum richtet sich nach den Bevölkerungszahlen. Dadurch stecken Deutschlands Landkreise in einer Negativspirale. Sie werden zunehmend schwächer.

Die Politik ist aufgerufen, ein zusätzliches positives Handicap zugunsten der nicht-metropolitanen Räume zu überlegen. Aus diesem Grund heißt es im Koalitionsvertrag CDU-CSU-SPD vom 27.11.2013, man könnte dies einen ‚Solidarpakt III‘ nennen:

¹ Präsident der Kulturstiftung des Freistaates Sachsen und Vorsitzender des Kuratoriums des Instituts für kulturelle Infrastruktur Sachsen. Bürgermeister für Kultur und Soziales der kreisfreien Stadt Görlitz a.D.; Vorsitzender im Kulturausschuss des Deutschen Städtetages a.D.

² Mitglied des Deutschen Bundestages und Kurator des Instituts für kulturelle Infrastruktur Sachsen. Stellvertretender Fraktionsvorsitzender der CDU/CSU-Bundestagsfraktion und Vorsitzender der sächsischen Landesgruppe. Im Herbst 2013 zusammen mit Klaus Woweriet Ko-Vorsitzender der Arbeitsgruppe Kultur und Medien in den Koalitionsgesprächen CDU, CSU und SPD.

³ Landrat des Landkreises Görlitz und Vorsitzender des Kulturraums Oberlausitz-Niederschlesien.

Ab 2020 ist ein weiterentwickeltes System der Förderung strukturschwacher Regionen erforderlich. Ein solches System muss sich auf die strukturschwachen Regionen in den jeweiligen Bundesländern⁴ konzentrieren und daher die Differenzierung zwischen Ost und West beseitigen. Die Grundlagen für ein solches System wollen wir in dieser Legislaturperiode erarbeiten, damit Planungssicherheit für die Zeit nach 2019 für die Länder und Regionen herrscht. Unser Ziel sind gleichwertige Lebensverhältnisse in ganz Deutschland.

In die vielfältigen Überlegungen von Wissenschaft und Politik, die Entwicklungen zu steuern, haben der Deutsche Kulturrat und das Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen eine ganz neue Perspektive eingebracht. In ihrer Tagung „Verödung? Kulturpolitische Gegenstrategien“, Görlitz 22. und 23. November 2013, fragten sie zum ersten Mal nach der anderen Hälfte der Gründe, die junge Leute motivieren den ländlichen Raum zugunsten der Metropolen zu verlassen.

Die sogenannten harten Faktoren wie Arbeitsmarkt, Heiratsmarkt, Breitbandversorgung, soziale Infrastruktur oder auch der Zugang zu den Billigfluglinien sind einschlägig bekannt. Letztlich basieren alle diese Faktoren darauf, daß unser Wirtschaftssystem auf Skalenerträgen und konstantem Wachstum aufgebaut ist – die Masse macht's. Die Kosten für jene immer größeren Teile der Bevölkerung, deren Gesundheit durch Großstadtlärm und Großstadtmog massiv geschädigt wird, sind sozialisiert. Die Allgemeinheit trägt diese Lasten. Anders als bei den CO₂-Emissionen sind sie (noch) nicht Teil der Renditenberechnung unserer Unternehmen.

Institut und Deutscher Kulturrat fragten jetzt aber zum ersten Mal nach den Vorstellungswelten junger Menschen, also nach den „weichen“ Faktoren. Was muß in den Köpfen passieren, damit Lärm, Gestank und Schmutz als erstrebenswert gelten? Welche individuelle Kosten-Abwägungsbilanz und Kollateralkosten-Berücksichtigung liegt den Migrationsentscheidungen der Jungen zugrunde? Was veranlaßt sie nicht zurückkehren? Was wären Faktoren für eine „Raumgerechtigkeit“?⁵

Kulturrat und Institut machen dabei eine wichtige Differenzierung. Nicht jede Gemarkung außerhalb der Metropolen ist „ländlich“. Ganz im Gegenteil: Deutschland ist geprägt durch seine kleineren Großstädte und vor allem auch durch seine Mittelstädte. Auch sie und ihre Bürger verstehen sich als „urban“. Aus der Vielzahl seiner geistigen Zentren schöpft Deutschland traditionell seine Kraft.

In seinen „Gespräche[n] mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens“ hat Johann Peter Eckerman am Donnerstag, den 23. Oktober 1828 in Kapitel 287 notiert:

Wenn man aber denkt, die Einheit Deutschlands bestehe darin, daß das sehr große Reich eine einzige große Residenz habe, und daß diese eine große Residenz, wie zum Wohl der Entwicklung einzelner großer Talente, so auch zum Wohl der großen Masse des Volkes gereiche, so ist man im Irrtum.

Man hat einen Staat wohl einem lebendigen Körper mit vielen Gliedern verglichen, und so ließe sich wohl die Residenz eines Staates dem Herzen vergleichen, von welchem aus Leben und Wohlsein in die einzelnen nahen und fernen Glieder strömt. Sind aber die Glieder sehr ferne vom Herzen, so wird das zuströmende Leben schwach und immer schwächer empfunden werden. Ein geistreicher Franzose, ich glaube Dupin, hat eine Karte

⁴ Wir weisen angelegentlich darauf hin, daß der Begriff „Bundesländer“ nicht durch das Grundgesetz gedeckt ist, dort ist von „Bund und den Ländern“ die Rede.

⁵ Vergleiche zum Stichwort „Raumgerechtigkeit“ die Überlegungen von Markus Vogt, Ludwig-Maximilians-Universität München: *Wandel der gesellschaftlichen Strukturen und Lebensstile in der Metropolregion München*. Beitrag zum Verkehrsparlament der Süddeutschen Zeitung am 20.11.2013.

über den Kulturzustand Frankreichs entworfen und die größere oder geringere Aufklärung der verschiedenen Departements mit helleren oder dunkleren Farben zur Anschauung gebracht. Da finden sich nun besonders in südlichen, weit von der Residenz entlegenen Provinzen, einzelne Departements, die in ganz schwarzer Farbe daliegen, als Zeichen einer dort herrschenden großen Finsternis. Würde das aber wohl sein, wenn das schöne Frankreich statt des einen großen Mittelpunktes zehn Mittelpunkte hätte, von denen Licht und Leben ausginge?

Wodurch ist Deutschland groß als durch eine bewundernswürdige Volkskultur, die alle Teile des Reichs gleichmäßig durchdrungen hat. [...] Gesetzt, wir hätten in Deutschland seit Jahrhunderten nur die beiden Residenzstädte Wien und Berlin, oder gar nur eine, da möchte ich doch sehen, wie es um die deutsche Kultur stände, ja auch um einen überall verbreiteten Wohlstand, der mit der Kultur Hand in Hand geht!

Deutschland hat über zwanzig im ganzen Reich verteilte Universitäten und über hundert ebenso verbreitete öffentliche Bibliotheken, an Kunstsammlungen und Sammlungen von Gegenständen aller Naturreiche gleichfalls eine große Zahl; denn jeder Fürst hat dafür gesorgt, dergleichen Schönes und Gutes in seine Nähe heranzuziehen. Gymnasien und Schulen für Technik und Industrie sind im Überfluß da, ja es ist kaum ein deutsches Dorf, das nicht seine Schule hätte. Wie steht es aber um diesen letzten Punkt in Frankreich!

Und wiederum die Menge deutscher Theater, deren Zahl über siebenzig hinausgeht und die doch auch als Träger und Beförderer höherer Volksbildung keineswegs zu verachten. Der Sinn für Musik und Gesang und ihre Ausübung ist in keinem Lande verbreitet wie in Deutschland, und das ist auch etwas!

Matthias Theodor Vogt knüpft in seinem Hauptreferat unmittelbar an Goethe an. Er fragt nach den Resilienzfaktoren, den Potentialen einer Region für das elastische Abfedern von Krisen. Welche Rolle spielen dabei die ‚driving actors‘? Macht eine lebendige Kunst- und Kulturszene auch mittelgroße Städte attraktiv für junge Menschen? Welcher Art müssen künstlerische Projekte sein, damit sie anziehend für junge Menschen werden und so zur Stadtkultur beitragen können? Können Kunst und Kultur zu einem ‚Handicap‘ entwickelt werden, zu einer Vor-Gabe für den leistungsschwächeren Spieler, um ihm gegenüber dem stärkeren einen Ausgleich zu verschaffen und so einen gerechteren Spielverlauf herzustellen? Gibt es hier für Deutschlands Künste eine wichtige Gestaltungsperspektive? Wie können die Metropolen zu einem blühenden Kunstleben in den Mittelstädten beitragen und ihre *closed shop*-Perspektive überwinden?

Für die Bundesregierung und für die Landesregierungen eröffnet sich hier eine gedankliche Perspektive von höchster Wichtigkeit. Laut Koalitionsvereinbarung sollen bis 2019 die Grundlagen für einen ‚Solidarpakt III‘ zugunsten der strukturschwachen Räume im ganzen vereinten Deutschland geschaffen werden. Es gilt nun, den Ball von Kulturrat und Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen aufzugreifen und durch vertiefte Forschungen den Boden auch für eine Berücksichtigung der ‚weichen‘ Faktoren zu bereiten. Einfach nur die Parameter von Länderfinanzausgleich und den Landesfinanzausgleichen zu ändern wäre keine Lösung. Es kommt vielmehr darauf an, die **Selbsttragekräfte der deutschen Regionen zu stärken**. Die Tagung „Verödung? Kulturpolitische Gegenstrategien“ hat mit ihren Beiträgen eindrucksvoll Signale gesetzt, die die Politik aufgreifen sollte.

Wer die Abläufe von Wissenschaft kennt, weiß, was es bedeutet, daß ein wesentlicher Teil die Erträge der Tagung binnen drei Wochen vorgelegt und der Öffentlichkeit zur Diskussion gestellt wird. Wir wünschen der Studie zahlreiche nachdenkliche und ähnlich handlungsbereite Leser!

Olaf Zimmermann¹

Demografischer Wandel: Weiter so wie bisher?

Der demografische Wandel als bedeutende Aufgabe der Kulturpolitik

Im Koalitionsvertrag haben CDU, SPD und CSU festgelegt, dass der Bund zusammen mit den Ländern neue Arbeitsformen und Kooperationsmodelle entwickeln will, »um die Potenziale des demografischen Wandels im Kulturbereich aufzuzeigen und die identitätsstiftende Wirkung von Kunst und Kultur herauszustellen.« Diese Aussage im Koalitionsvertrag ist und vor allem deren Umsetzung wäre ein wichtiger Schritt, um das Thema demografischer Wandel stärker in den Mittelpunkt der Kulturpolitik zu rücken. Zu wünschen wäre allerdings, dass nicht nur Bund und Länder, sondern auch die Zivilgesellschaft in den Diskussionsprozess einbezogen wird.

Der Deutsche Kulturrat hatte bereits im Juni 2006 seine Stellungnahme »Kulturelle Bildung – Eine Herausforderung durch den demografischen Wandel« veröffentlicht. Vorausgegangen war dieser Stellungnahme ein intensiver Diskussionsprozess innerhalb des Deutschen Kulturrates, vor allem seines Fachausschusses Bildung. Obwohl zu diesem Zeitpunkt der Dreiklang der demografischen Entwicklung »weniger, älter, bunter« längst abzusehen war, kreiste die Debatte im Fachausschuss seinerzeit vor allem um die Frage, wie der Nachfrageüberhang bei manchen Angeboten der kulturellen Bildung abgebaut werden kann. Oder um es konkreter zu fassen: ob der demografische Wandel nicht die Chance bietet, endlich allen Kindern den Zugang zur Musikschule zu ermöglichen.

Das mag sich heute sieben Jahre später banal und vielleicht auch blauäugig anhören, aber zu dem Zeitpunkt bestand tatsächlich mehrheitlich die große Hoffnung, alles würde so weitergehen wie bisher, auch wenn weniger Menschen in einer Region leben.

Ganz ähnlich begannen die Debatten im Kulturkonvent Sachsen-Anhalt. Dem Kulturkonvent Sachsen-Anhalt wurde vom Landtag Sachsen-Anhalt im Jahr 2011 aufgetragen, Perspektiven für eine Kulturpolitik bis zum Jahr 2025 zu entwickeln und dabei insbesondere den demografischen Wandels in diesem Land im Blick zu haben.

Sachsen-Anhalt ist ähnlich Mecklenburg-Vorpommern ganz besonders vom demografischen Wandel in Ostdeutschland betroffen und zwar aktuell nicht mehr so sehr durch den Wegzug von Menschen, sondern inzwischen auch durch eine geringe Geburtenrate. Dies ist vor allem darauf zurückzuführen, dass in der Vergangenheit insbesondere junge Frauen aus diesem Bundesland weggezogen sind. Laut dem jüngsten Demografiebericht des Landes Sachsen-Anhalt, der im März dieses Jahres erschien, wird Sachsen-Anhalt in Zukunft zu den am stärksten schrumpfenden Regionen Europas gehören.

¹ Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates. Er war der Moderator des Kulturkonvents Sachsen-Anhalt.

Sachsen-Anhalt leidet seit zwei Jahrzehnten unter einer massiven Deindustrialisierung und hat mit Altlasten aus vorheriger Industrieproduktion zu kämpfen. Seine Schönheit zeigt sich oftmals erst dem Besucher, der Sachsen-Anhalt aktiv besucht. Hieraus entsteht eine Abwärtsspirale, die folgendermaßen aussieht: Ausgangspunkt der Abwärtsspirale ist ein Mangel an Arbeitsplätzen und die dadurch ausgelösten massiven Abwanderungsbewegungen junger Menschen. Es folgt Überalterung, die Nahversorgung dünnt aus, die noch vorhandene Infrastruktur wird immer schlechter ausgelastet. Dieses wird zum Anlass genommen, sie weiterabzubauen. Was zur Folge hat, dass die Attraktivität noch mehr sinkt und das Gemeinschaftsleben zu sterben droht.

Ein lebendiges kulturelles Leben ist, davon bin ich fest überzeugt, ein Hebel, um eine solche Abwärtsspirale zu stoppen.

Dies erfordert aber eine Kulturpolitik, deren Credo nicht ein »Weiter so wie bisher!« ist, sondern die sich neu aufstellt. Dazu gehört als erstes eine schonungslose Bestandsaufnahme und eine Bewusstseinschärfung für die Herausforderung demografischer Wandel. Der Kulturkonvent Sachsen-Anhalt hat sich intensiv mit dem demografischen Wandel in dem Land befasst und es war ein schmerzhafter Prozess. Denn in diesem Prozess wurde allen klar, dass es eine Diskrepanz zwischen der gewachsenen kulturellen Infrastruktur und den potenziellen Nutzern gibt. Das gilt nicht nur mit Blick auf das kulturelle Erbe, sondern vor allem auch hinsichtlich der Größe und der inhaltlichen Ausrichtung von Kultureinrichtungen.

Was in Sachsen-Anhalt beispielhaft diskutiert wurde, trifft aber nicht nur auf dieses Land zu. Oft genug hat der Kulturkonvent seinen Blick über die Landesgrenzen hinaus nach Niedersachsen, nach Brandenburg oder auch Thüringen gerichtet und festgestellt, dass die genannten Ländern vor ähnlichen Problemen stehen.

Kulturpolitik muss sich der Herausforderung stellen, dass sich das zahlenmäßige Verhältnis jüngerer und älterer Menschen verändert. Daraus folgt, weder die Angebote für Jüngere zu vernachlässigen sind, da sie die künftigen Nutzer sind, noch darf man sich aber einseitig auf Kinder und Jugendliche konzentrieren, da die Erwachsenen und vor allem die älteren Erwachsenen zahlenmäßig deutlich mehr sind. Und wer sich vergegenwärtigt, dass viele Menschen mit Erreichen des Rentenalters nicht nur körperlich und geistig rege sind, sondern auch noch eine erhebliche Lebenserwartung haben, kann einschätzen, dass hier eine Zielgruppe besteht, die nicht vernachlässigt werden darf.

Weiter muss die Kulturpolitik in einem noch stärkeren Maße Kooperationen anregen und befördern. Dazu könnte gehören, dass die kooperative Arbeit einer Einrichtung besonders – auch finanziell – belohnt wird und nicht ihre Abgrenzung gegenüber anderen. Das Alleinstellungsmerkmal könnte also die Kooperation und die Zusammenarbeit und nicht die Unterscheidung von anderen sein. Dieses macht ein Umdenken erforderlich. Darüber hinaus werden sowohl Investitionen in mobile Angebote wie auch in den Umbau von Einrichtungen für Menschen, die körperlich eingeschränkt sind, erforderlich sein. Kultur wird teilweise vermehrt zu den Menschen und nicht die Menschen zur Kultur kommen müssen. Die in jüngster Zeit oftmals angesprochene Inklusion bekommt vor diesem Hintergrund eine ganz eigene Relevanz.

Nach wie vor muss die Kulturpolitik einzelne künstlerisch exquisite Leuchttürme unterstützen und fördern. Sie muss sich für einzelne künstlerisch besonders ausgezeichnete Vorhaben entscheiden, die eine Leuchtkraft in die Breite haben. Diese ‚Leuchttürme‘ müssen, damit sie tat-

sächlich leuchten können, adäquat ausgestattet werden. Zugleich ist ein Austarieren mit der Breitenförderung von Nöten. Der Breitenförderung muss die gleiche Aufmerksamkeit geschenkt und inhaltlich der gleiche Wert beigemessen werden wie der Spitzenförderung. Das bedeutet für viele Künstler die Herausforderung von ihrem Olymp herabzusteigen und die Vermittlung sowie die breitenkulturellen Angebote ebenso ernst zu nehmen wie ihre eigene künstlerische Arbeit. Das heißt für Anbieter speziell der kulturellen Bildung die künstlerische Exklusivität ebenso zu schätzen wie die eigene Breitenarbeit. Beides hat eine ganz eigene Qualität. Künstlerische Spitze und Breite sind nicht untereinander austauschbar oder beliebig. Es erfordert gerade in wenig besiedelten Regionen der kulturpolitischen Entscheidung, wie die endlichen Ressourcen eingesetzt werden und das Publikum erreicht wird.

Kulturpolitik im demografischen Wandel kann aber nur gelingen, wenn die Akteure mitgenommen werden. Und darin besteht die politische Herausforderung. Der demografische Wandel darf nicht als Begründung erhalten müssen, um kulturelle Infrastruktur abzubauen. Er darf kein Mittel sein, um sich missliebiger Kultureinrichtungen zu entledigen.

Im Gegenteil, eine gelingende Kulturpolitik angesichts des demografischen Wandels muss die verschiedenen Akteure mitnehmen, auf ihre Kompetenz setzen und diese für den Veränderungsprozess nutzen. Dabei ist es erforderlich, die Existenzängste aus dem Kulturbereich ernst zu nehmen. Mit Kulturausgaben werden die Menschen finanziert, die in den Kultureinrichtungen arbeiten, die von dieser Arbeit sich und ihre Familie ernähren. Mit Kulturausgaben werden aber auch vor Ort Aufträge an Handwerks- und andere Betriebe vergeben und damit die örtliche Wirtschaft unterstützt.

Eine Kulturpolitik, die den demografischen Wandel als Sparbüchse begreift, wird auf Dauer nicht erfolgreich sein, sie wird im schlimmsten Fall den eingangs geschilderten Abwärtstrend noch befördern.

Eine Kulturpolitik hingegen, die den demografischen Wandel annimmt und ihn als Chance der gemeinsamen Veränderung begreift, wird neue Impulse und Kräfte freisetzen und auf diese Weise ganz neue Attraktivität begründen.

Ich bin der festen Überzeugung, dass die Regionen, die bereits heute einen demografischen Wandel durchmachen, Vorreiter für die Debatten von morgen sind.

Kunst und Kultur als Resilienzfaktoren

Zum aktuellen Stand der Forschung

1.	Eine kurze Geschichte des Begriffs Resilienz.....	14
2.	Ein Blick nach Japan.....	19
3.	Sachsens Landesentwicklungsstrategie.....	23
4.	Ein Blick nach Österreich.....	32
5.	Kulturelle Armut und kultureller Reichtum: ein Blick in Sachsens Geschichte	35
5.1	Freistaat	36
5.2	Kommunen.....	36
5.3	Zivilgesellschaft.....	38
6.	Sachsens Kulturräume.....	40
7.	Katastrophe? <i>καταστροφή!</i>	48
7.1	Mittelstädte als Zugang	50
7.2	Ein methodischer Schlüssel.....	52
7.3	Themen einer resilienzierten Untersuchung des <i>cultural impact</i>	53
8.	Zusammenfassung: Demographische Veränderungen und das urbane Moment von Kunst. Eine politische Gegenstrategie für die nicht-metropolitanen Räume der Bundesrepublik.....	55
8.1	Resilienz.....	56
8.2	Vorstellungswelten.....	57
8.3	Die Kunstszene der Mittelstädte als Resilienzfaktor	60

Sollte man die demographischen Veränderungen außerhalb der Metropolen Europas als „Katastrophe“ bezeichnen? Die Frage stellen heißt noch nicht sie zu verneinen. Sie verhilft aber zu einer nüchternen Betrachtung auf unser von Bürgerkrieg, Krieg und Pestilenz seit Jahrzehnten freies Gemeinwesen, das sich in kleinen Schritten um Gerechtigkeiten bemüht.

Die in ganz Europa grassierende Flucht der Jungen, Mobilen und gut Ausgebildeten weg vom Land und hin zu den Metropolen (deren Funktion der Präsident der Dresdner Handwerkskammer Jörg Dittrich mit dem Bild des „Saugrüssels“ beschreibt)² ist ein massives Problem. Zu ihm haben europaweit Ministeriale noch kein schlüssiges Konzept vorgelegt, was nicht weiter verwundert, sitzen sie doch Land für Land im Zentrum der Zentren. Dabei macht ein Blick nach

¹ Direktor des Instituts für kulturelle Infrastruktur Sachsen und Professur für Kulturpolitik an der Hochschule Zittau/Görlitz.– Ich danke für Anregungen, Hinweise und kritische Anmerkungen den Kollegen Kazuo Fujino, Kobe; Hiroyuki Shimizu, Nagoya; Seokmin Lee, Seoul; Massimo Squillante, Benevent; Katarzyna Plebańczyk, Krakau; Irena Alperyte, Vilnius; Svetlana Hristova, Blagoevgrad; Wolfgang Donsbach, Dresden; Anton Sterbling, Rothenburg/Oberlausitz; Matthias Herrmann, Dresden; Karl-Siegbert Rehberg, Dresden; Werner J. Patzelt, Dresden; Christine Weiske, Leipzig; Stefan Garsztecki, Chemnitz; Christoph Vogel, Berlin; Hauke Hinrichs, Görlitz; Hermann Slansky, Zittau; den Kultursekretären der Kulturräume in Sachsen, insbesondere ihrem Sprecher Wolfgang Kalus, Flöha, Joachim Mühle, Görlitz, und Manfred Wiemer, Dresden; sowie meinen Masterstudenten im Studiengang „Kultur und Management“ der Hochschule Zittau/Görlitz.

² Jörg Dittrich, Präsident der Dresdner Handwerkskammer, in: *Wenn Görlitzer Lebrlinge nach Dresden müssen. Sachsens Firmenchefs klagen über Nachwuchsmangel. Doch jetzt drohen auch noch weitere Wege zur Berufsschule.* Sächsische Zeitung Dresden 27.11.2013

außen (beispielsweise nach Südkorea mit 43% der Bevölkerung in der Agglomeration Seoul; Tendenz steigend) deutlich, wie dringend es erforderlich ist, die sozialen Kosten einer raumbherrschenden und illiberalen, da Freiheiten raubenden Wirtschaftsordnung zu berechnen. So drängend und tatsächlich prioritär das Problem ist, hierfür Gegenstrategien zu entwickeln; gegenüber den vielen bellifizierten und um Ressourcen ringenden Teilen unserer Welt sind Europas demographische Veränderungen des *weniger – älter – konzentrierter* nicht als Katastrophe im üblichen Sinn zu kategorisieren, sondern eher als Herausforderung erster Klasse.

Zu überlegen ist, ob Kunst und Kultur nicht als politische Gegenstrategie zu den demographischen Veränderungen eingesetzt werden könnten und damit einen durchaus neuen Bedeutungszuwachs für die nicht-metropolitanen Räume der Bundesrepublik erfahren könnten, gerade weil sie für das urbane Moment stehen. Überlegungsleitend hierbei sei der Begriff der Resilienz.

1. Eine kurze Geschichte des Begriffs Resilienz

Der Begriff „Resilienz“ ist heute fester Bestandteil der Systemtheorie. Er stammt ursprünglich aus der Materialforschung und meint ein Elastizitätsphänomen, die Fähigkeit eines Materials nach Wegnahme einer Spannung unbeschadet in das Ausgangsgleichgewicht zurückfedern zu können.

Man stelle sich eine Holzlatte vor, auf die sich ein Mensch setzt. Er drückt sie solange und nur solange durch, bis er wieder aufgestanden ist (reversible Resilienzphase zunächst im linear-elastischen Proportionalbereich bis zum P-Punkt, der Proportionalitätsgrenze; dann im nichtlinear-elastischen Bereich bis zum E-Punkt, der Elastizitätsgrenze).

Wenn sich zwei Menschen auf die Latte setzen, wird sie möglicherweise anschließend durchgedrückt bleiben (Phase der irreversiblen dauernden plastischen Deformation über den S-Punkt, die Streckgrenze, hinaus bis vor dem Erreichen des Belastbarkeitsmaximums im B-Punkt, der Bruchgrenze).

Hier kann es genügen, daß zu den beiden noch ein winziges Gewicht kommt, und die Latte bricht (Moment der Fraktur). Bei anderen Materialien, wie Baustahl, folgt noch der Z-Punkt, die Zerreißgrenze.

Technisch ausgedrückt, ist U_r der Modulus der Resilienz, σ_y die rheologische Fließgrenze (Biegegrenze, Streckgrenze, Torsionsgrenze etc.) und E der Elastizitätsmodul (Youngscher Modulus):

$$U_r = \frac{\sigma_y^2}{2E}$$

Für Metalle ist das Verformungsverhalten beispielsweise in den *ASTM E8-04 Standard Test Methods for Tension Testing of Metallic Materials* beschrieben; ein typisches Spannungs-Dehnungs-Diagramm mit Einschnürung (necking) nach Erreichen des E-Punktes und folgendem Bruch sieht wie folgt aus:

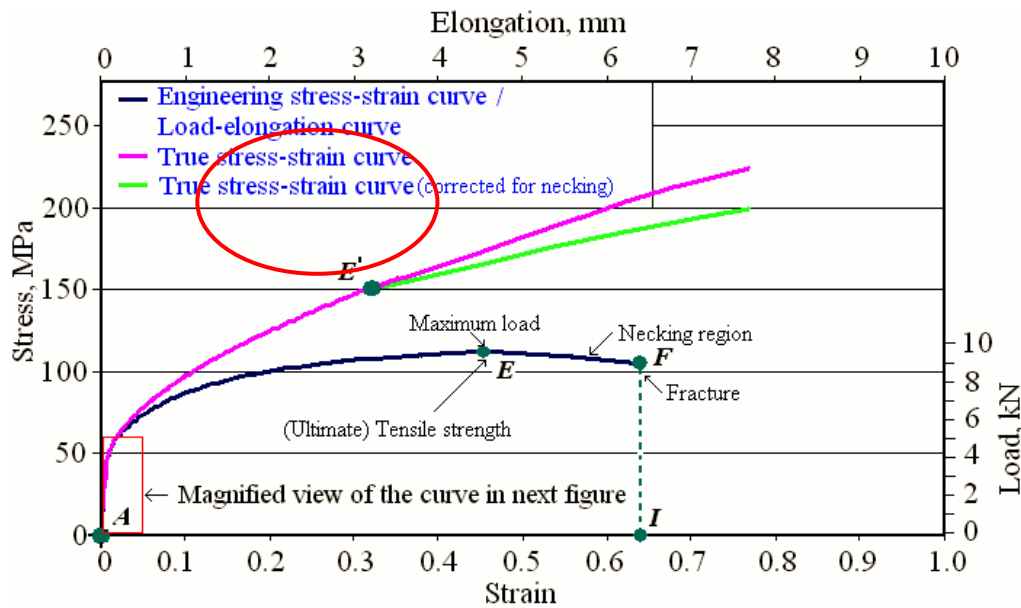


Abb. 1: Beispiel einer Resilienzprüfung bei vergütetem Stahl. Schwarz die Spannungs-Dehnung-Linie. Hier zusätzlich wiedergegeben sind die üblicherweise nicht dargestellten Varianten Pink mit Querschnittsverformung und Grün einschl. Einschnürung. Nach Satish V. Kailas: *Material Science Chapter 4. Mechanical Properties of Metals*. Indian Institute of Science, Dept. of Mechanical Engineering, Bangalore – 560012 India
 <http://nptel.iitm.ac.in/courses/Webcourse-contents/IISc-BANG/Material%20Science/pdf/Lecture_Notes/MLN_04.pdf>

Interessanterweise wird der Begriff „Resilienz“ in der technischen Materialforschung kaum noch benutzt.³ Als Metapher jedoch hat er andere Wissenschaftsgebiete erobert, da das Bild eines Erreichens von Grenzen (P wie Proportionalität, E wie Elastizität, S wie Streckmaximum, B wie Bruch und Z wie Zerreißen) außerordentlich eindrücklich ist. Es kann leicht auf ontogenetische bzw. soziale Sachverhalte übertragen werden.

Die Resilienzforschung in der Entwicklungspsychologie entstammt wesentlich dem langen Fachstreit jener beiden Schulen, die eine Priorität von Umwelteinfluß bzw. Erbe unterstellten. Sie lieferte letzterer ein wichtiges Argument und beschäftigt sich mit der erstaunlichen Fähigkeit mancher Kinder und Jugendlicher, trotz widriger Umstände und traumatischer Erlebnisse nicht in Depression oder Sucht etc. zu verfallen. Vielmehr sind sie in der Lage, eine stabile, widerstandsfähige Persönlichkeitsstruktur zu entfalten. Nach Welter-Enderlin und Hildenbrand (2008)⁴ verfügen resiliente Personen in den meisten Fällen über sieben besondere Persönlichkeitsmerkmale: Akzeptanz, Analysefähigkeit, Optimismus, Lösungsorientierung, Handlungsorientierung (Verantwortungsübernahme), Kontaktfreudigkeit (Netzwerkorientierung) und Zukunftsorientierung. Über diese Merkmale wird noch zu sprechen sein.

Für die Argumentation des vorliegenden Beitrags entscheidend sind dabei zwei Umstände. Zum einen beziehen sich die von Welter-Enderlin und Hildenbrand vorgelegten Charakteristika alle auf „weiche“ Faktoren. Keine Rolle spielen „harte“ Faktoren, beispielsweise materielle. Zum

³ Ich danke Herrn Kollegen Dr.-Ing. Hermann Slansky, Professor für Baustofftechnik an der Fakultät Wirtschaftswissenschaften und Wirtschaftsingenieurwesen, Hochschule Zittau/Görlitz, für diesen Hinweis und für die Durchsicht der technischen Abschnitte.

⁴ Welter-Enderlin, Rosmarie; Hildenbrand, Bruno (Hrsg.): *Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände*. [Akten der gleichnamigen Tagung Zürich]. Heidelberg, 2008.

anderen rechnet sich die Entwicklungspsychologie zu den *sciences*, den auf nachprüfbaren Experimenten basierenden Natur- und Technikwissenschaften, in Abgrenzung von den *humanities*, den „weichen“ Geisteswissenschaften. Gleichwohl hat sie unseres Wissens keine Gesamtformel für einen Resilienz-Modulus erarbeitet, sondern trägt evidenzbasierte Einzelbefunde zu einer interpretativen Gesamtschau zusammen.

Um stabile, widerstandsfähige Strukturen geht es auch der Resilienzforschung in der Raumwissenschaft. Sie nahm terminologisch Anleihen bei der Biologie, die zwei Populationstypen gegenüberstellt: einen Typus *r* mit hohem Nachwuchsaufkommen ohne elterliche Sorge bei theoretisch exponentieller Ausdehnungskapazität (ein Beispiel wäre der Froschlaich) und einen Typus *K* an der Ausdehnungskapazitätsgrenze mit kleiner Nachkommenzahl und hoher elterliche Sorge (vgl. das männliche ‚Königskind‘ in China). Nach Gunderson und Holling (2002) sind für lebende Systeme – seien es biologische Populationen oder menschliche Institutionen – revolvierende Zyklen typisch.

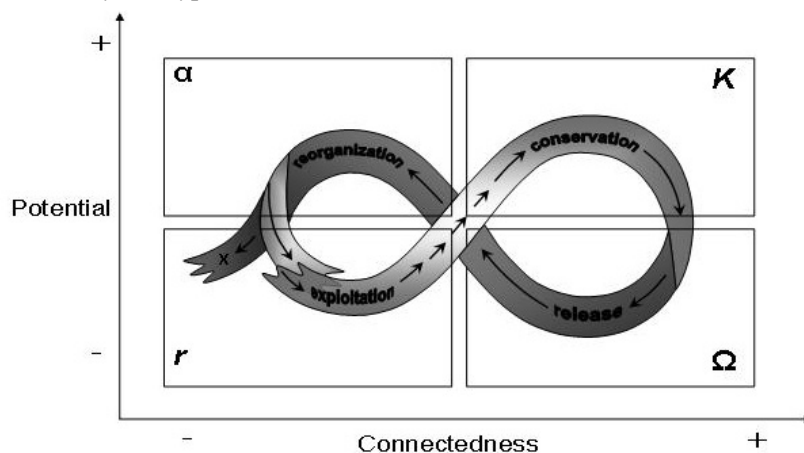


Abb. 2: Resiliente Selbststeuerung: Revolvierende Zyklen nach Gunderson and Holling (2002)
aus:<http://www.ecologyandsociety.org/vol17/iss1/art14/figure1.html>

Connectedness (innere Verbundenheit auf der x-Achse) einerseits und schöpferisches Potential (auf der y-Achse) andererseits oszillieren jeweils zwischen Plus und Minus. Im ersten, dem *r*-Quadranten links unten, steigert sich die *exploitation* (Verwertung) einer exponentiell wachsenden Population, bis im zweiten, dem *K*-Quadranten die Population an der Kapazitätsgrenze angekommen ist und bei hoher innerer Verbundenheit nur nach *conservation* strebt, was unweigerlich zulasten des schöpferischen Potentials geht. Im Finalstadium des dritten, des Ω -Quadranten ist *release* (Loslösung durch Erschöpfung) zu beobachten. Dies wird gefolgt vom Neubeginn im vierten, dem α -Quadranten mit seiner *reorganization* durch das nun wieder hohe schöpferische Potential. Wenn auch ohne innere Verbundenheit, die erst langsam wieder mit dem Einsetzen des nächsten Zyklus zunimmt.

Hierbei ist keineswegs gesagt, daß das betreffende System erfolgreich in die nächste Kurve einbiegt: häufig zu beobachten ist beispielsweise die sog. *Armutsfalle*, wenn im dritten Quadranten keine Kräfte Richtung Neuorganisation aufgebracht werden; man denke an die Implosion der DDR-Wirtschaft in der Endphase.

Aus Sicht der Resilienzforschung erstaunt jedes Jahr an den Feiern zum 9. November, daß beim Stichwort Wiedervereinigung immer nur des Ostens der beiden Hälften Deutschlands gedacht wird. Nie ist davon die Rede, in welch außerordentlichem Maß das damalige Westdeutschland in der sog. *Rigiditätsfalle* gefangen war. Es hatte die Kraft zum elastischen Abfedern verloren. Erst durch die Wiedervereinigung strömten neue Impulse in Gesellschaft, Wirtschaft, Politik. Durch sie sollte Deutschland in der Folge seine neue Kraft entfalten. Aus einer Makroperspektive interessant wäre es zu berechnen, ob die Kosten der Wiedervereinigung mit ihren massiven Finanz- und Bevölkerungstranfers zugunsten der westdeutschen Unternehmen, Länder und Kommunen nicht deutlich billiger ausgefallen sind als eine Überwindung der Rigiditätsfalle aus eigenen westdeutschen Mitteln zu stehen gekommen wäre. (Sofern letzteres überhaupt möglich gewesen und Schumpeters notwendige Zerstörung [1942]⁵ zum Zuge hätte kommen können. Ich kann so argumentieren, weil ich selbst am 15. April 1989 angesichts des Erstarrungszustands aus Westdeutschland emigriert bin und mich in der Folge lieber mit dem bulgarischen Sozialismus künstlerisch auseinandergesetzt habe). Aber bald fünfundzwanzig Jahre nach der Wiedervereinigung gibt es dringlichere Aufgaben als solche *ex post*-Berechnungen; freuen wir uns lieber an den gewonnenen Kreativitätspotentialen und nutzen sie (um Max Frisch berühmte Definition von „Tradition“ aufzugreifen), um uns mit Mut den Aufgaben *unserer* Zeit zuzuwenden. Zum Beispiel der Verödung im ländlichen Raum (oder, um exakter bis zur Unverständlichkeit zu sein: in den extra-metropolitanen Raumkonfigurationen).

Verödete Landstriche in Teilen des Beitrittsgebiet sind die Konsequenz aus Bevölkerungs-Nettotransfers nach dem Zerfall der DDR-Kombinate erstens, aus der Verschiebung des Erstgebärendenalters um rund sieben Jahre nach westlichem Maßstab und einer unzureichenden Reproduktionsquote zweitens, sowie aus einer minimalen Aufnahme Anderer drittens. Für die Flut darauf reagierender Studien typisch ist eine Publikation des Berlin-Instituts für Bevölkerung und Entwicklung vom September 2013 unter dem Stichwort „Vielfalt statt Gleichwertigkeit. Was Bevölkerungsrückgang für die Versorgung ländlicher Regionen bedeutet“. In Kap. 1 wird „Bevölkerungsrückgang als Chance für eine nachhaltige Raumentwicklung“ betrachtet, in den Kapiteln 2 bis 5 werden Energie, Wasser, Mobilität und Soziale Infrastrukturen analysiert, um in Kap. 6 „Handlungsempfehlungen: Vielfalt als Ausweg – Perspektiven für eine sozial-ökologische Raumentwicklung bei Bevölkerungsrückgang“ auszusprechen. Klaus von Dohnanyi empfahl, ganze Landstriche aufzugeben. In diesem Sinne bemerkt das Berlin-Institut im Schlußsatz:

⁵ „The opening up of new markets, foreign or domestic, and the organizational development from the craft shop and factory to such concerns as U.S. Steel illustrate the same process of industrial mutation [...] that incessantly revolutionizes the economic structure from within, incessantly destroying the old one, incessantly creating a new one. This process of Creative Destruction is the essential fact about capitalism. It is what capitalism consists in and what every capitalist concern has got to live in.“ Schumpeter, Joseph A.: *Capitalism, Socialism and Democracy* [1942]. London:1994, S. 82–83. | „Die Eröffnung neuer, fremder oder einheimischer Märkte und die organisatorische Entwicklung vom Handwerksbetrieb und der Fabrik zu solchen Konzernen wie dem U.S.-Steel illustrieren den gleichen Prozess einer industriellen Mutation – wenn ich diesen biologischen Ausdruck verwenden darf –, der unaufhörlich die Wirtschaftsstruktur von innen heraus revolutioniert, unaufhörlich die alte Struktur zerstört und unaufhörlich eine neue schafft. Dieser Prozess der ‚schöpferischen Zerstörung‘ ist das für den Kapitalismus wesentliche Faktum. Darin besteht der Kapitalismus und darin muss auch jedes kapitalistische Gebilde leben.“ Schumpeter, Joseph A.: *Kapitalismus, Sozialismus und Demokratie*. Stuttgart 2005.

„Womöglich zeigt sich dann, dass es sinnvoller und nachhaltiger sein kann, punktuell eine Entsiedlung und neue Wildnisflächen zu fördern, als Infrastrukturen zu bezahlen, die in manchen Regionen dieses Landes kaum noch jemand nutzt.“⁶ In der Studie ist zwar alles richtig und wichtig. Da sie aber nur die sogenannten harten Faktoren diskutiert, trifft sie nicht das Wesentliche. Das Wesentliche nämlich ist die *Vorstellungswelt* der Menschen.

Hier sind beispielsweise die österreichische Raumwissenschaft oder der im Juni 2013 gegründete bayerische Forschungsverbund „FitForChange“⁷ deutlich weiter. Sie zielen auf die Interdependenz von weichen und harten Faktoren. In einem solchen Ansatz läßt sich auch das eigentlich Zentrale an uns Menschen, eben die Vorstellungswelt, miteinbeziehen. In Bayern, dessen ‚Waldstriche‘ ja nicht minder von Verödung geplagt sind, führt der um das Thema Resilienz gruppierte und im Juni 2013 gegründete Bayerische Forschungsverbund „ForChange“ der Universitäten Augsburg, München (LMU), Nürnberg, Regensburg und Würzburg in seinem „Rahmenpapier“ aus:

Der Projektverbund geht davon aus, dass man charakteristische Wandlungsprozesse der Gegenwart nur dann angemessen verstehen und beantworten kann, wenn man sie in ihren systemischen Wechselwirkungen betrachtet. [...] ForChange meint [...] den Übergang zu neuen Modellen des Handelns unter den Bedingungen von Komplexität. Ein Leitbegriff hierfür ist Resilienz (Walker/Salt 2012^[8]). „Resilienz“ wird hier als offenes Forschungsprogramm verstanden, dessen genaue Bestimmung den Verbund zu interdisziplinärer Kooperation herausfordert und ihn als Leitfrage wie ein roter Faden ständig begleiten soll. Dieser in der Systemtheorie beheimatete Begriff zielt zunächst auf eine funktionale Beschreibung der Robustheit und Elastizität von Systemen hinsichtlich ihrer Fähigkeit, sich an Veränderungen anzupassen und den Wandel zu gestalten. Er meint eine Differenzierung der älteren Gleichgewichtsmodelle und analysiert die Dynamik komplexer Systeme unter dem Gesichtspunkt ihrer Anpassungsfähigkeit. Häufig haben diese gerade dadurch Bestand, dass ihre Elemente und Strukturmuster ständig im Fluss sind (Prigogine/Stengers 1990^[9] sprechen von "Ordnung durch Schwankung" in dissipativen Strukturen; vgl. philosophisch grundlegenden zu diesem Themenkomplex: Stegmaier 1992^[10]).

Auch für manche sozialen Kontexte gilt die paradoxe Logik, dass nur, wer sich wandelt, bleibt. Daraus werden weitreichende Konsequenzen gezogen für eine veränderte Verhältnisbestimmung von Mentalitäten, Ethosformen und Ethikmodellen, die eher bestehende Ordnungen bewahren wollen, und solchen, die auf Innovation und Wandel setzen (Ganozy 1995 ^[11], 94-131; Howaldt 2010^[12]; Rammert 2010^[13]). Auch Risikokonzepte können im interdisziplinären Dialog mit systemtheoretischen Analysen zu Resilienz hinsichtlich der Verhältnisbe-

⁶ Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung: *Vielfalt statt Gleichwertigkeit. Was Bevölkerungsrückgang für die Versorgung ländlicher Regionen bedeutet*. September 2013, S. 71.

⁷ Pressemitteilung 19.06.13 *2,78 Millionen Euro für neuen bayerischen Forschungsverbund „Fit for Change* <http://www.bayern.de/Pressemitteilungen-.1255.10439270/index.htm>.

⁸ Walker, Brian; Salt, David: *Resilience Practice. Building Capacity to Absorb Disturbance and Maintain Function*. Washington, DC: 2012.

⁹ Prigogine, I./Stengers, I.: *Dialog mit der Natur. Neue Wege naturwissenschaftlichen Denkens*, München 1990.

¹⁰ Stegmaier, Werner: *Philosophie der Fluktuanz. Diltbey und Nietzsche*. Göttingen: 1992.

¹¹ Ganozy, Alexandre: *Chaos, Zufall, Schöpfungsglaube. Die Chaostheorie als Herausforderung der Theologie*. Mainz 1995.

¹² Howaldt, Jürgen; Schwarz, Michael: *Soziale Innovation im Fokus. Skizze eines gesellschaftstheoretisch inspirierten Forschungskonzepts*. Bielefeld: 2010.

¹³ Rammert, Werner: *Die Innovationen der Gesellschaft*. In: Howaldt, Jürgen; Jacobsen, Heike (Hrsg.): *Soziale Innovation. Auf dem Weg zu einem postindustriellen Innovationsparadigma*. Wiesbaden: 2010, S. 21-51.

stimmung von konservativ-stabilisierenden und progressiv-innovatorischen Elementen differenziert werden (Nida-Rümelin 1996^[14], 806–830; Renn 2008^[15]; Kersten/Uekötter/Vogt 2012^[16]).

Darin liegt Stoff zum Nachdenken auch für Sachsen. Vor allem aber für Gesamtdeutschland. Im Koalitionsvertrag CDU-CSU-SPD vom 27.11.2013 heißt es dazu:

Ab 2020 ist ein weiterentwickeltes System der Förderung strukturschwacher Regionen erforderlich. Ein solches System muss sich auf die strukturschwachen Regionen in den jeweiligen Bundesländern konzentrieren und daher die Differenzierung zwischen Ost und West beseitigen. Die Grundlagen für ein solches System wollen wir in dieser Legislaturperiode erarbeiten, damit Planungssicherheit für die Zeit nach 2019 für die Länder und Regionen herrscht. Unser Ziel sind gleichwertige Lebensverhältnisse in ganz Deutschland.

Einfacher ausgedrückt: es gilt einen *Solidarpakt III 2020 – 2030* zu erarbeiten, diesmal für das gesamte Deutschland und für seine strukturschwachen Regionen.

Ulf Großmann, Michael Kretschmer MdB und Bernd Lange formulieren in ihrem Geleitwort zum vorliegenden Band, warum Deutschlands dies tun soll und muß: „Einer trage des anderen Last’ (Galater 6,2) ist eine christliche Grundüberzeugung. Sie ist Grundlage des bundesrepublikanischen Föderalismus. Artikel 72 Grundgesetz gebietet dem Bund die ‚Herstellung gleichwertiger Lebensverhältnisse im Bundesgebiet’ – gesetzliche Regelungen für eine Solidarität der starken Regionen mit den schwächeren.“

2. Ein Blick nach Japan

Aber lassen Sie uns zunächst die Mahnung von Malala Yousafza beherzigen. Als sie am 19.11.2013 den Sacharow-Preis des Europäischen Parlamentes entgegennahm, rief sie die Europäer auf, wir möchten über die Grenzen Europas hinausblicken.

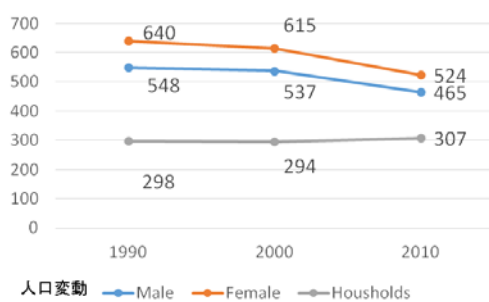


Abb. 3: Einwohnerentwicklung in einem typischen Nyu-Dorf. Quelle: Hiroyuki Shimizu, Nagoya University.

Ich beginne mit “Learning from Nyu village” meines Kollegen Hiroyuki Shimizu. Er lehrt an der Nagoya University, Department of Environmental Engineering and Architecture, Graduate School of Environmental Studies. Der Nyu district liegt in der Fukui-Präfektur auf der eher dünnbesiedelten Westseite der Hauptinsel. Das Dorf zeigt eine typische Entwicklung im Ruralraum Japans: die Einwohnerzahl geht von 1.188 (1990) um knapp 20% auf 989 (2010) zurück, während die Zahl der Haushalte durch Vereinzelung leicht ansteigt.

¹⁴ Nida-Rümelin, Julian: *Ethik des Risikos*, in: ders. (Hrsg.): *Angewandte Ethik. Die Bereichsethiken und ihre theoretische Fundierung. Ein Handbuch*. Stuttgart 1996, 806–830.

¹⁵ Renn, Ortwin: *Risk Governance. Coping with Uncertainty in a Complex World*, London 2008.

¹⁶ Kersten, Jens ;Uekötter, Frank; Vogt, Markus: *Europe after Fukushima. German Perspectives on the Future of Nuclear Power*. Rachel Carson Center Perspectives 1, München 2012.

Zahlreiche Häuser sind verlassen, das Farmland verkommt, die Landschaft ist ungepflegt:



Abb. 4: Verlassene Häuser, vernachlässigtes Land; Impressionen aus einem typischen Nyu-Dorf.
Quelle: Hiroyuki Shimizu, Nagoya University.

Es setzt ein negativer Kreislauf ein, der zum lokalen Kollaps führt. Die Symptome Nachlassen der Geburtenrate, Alternde Gesellschaft, Entvölkerung sind auch hierzulande bekannt. Sie führen zu einer Abwanderung der jungen Generation, diese wiederum führt zu niedrigem Einkommen, geringen Arbeitschancen, Abnahme der Immobilienwerte und der kulturellen Werte, geschlossenen Schulen, Wildschäden am Ackerland, leerstehenden Häuser, dieses wiederum führt zu vermehrter Abwanderung und so immer weiter.

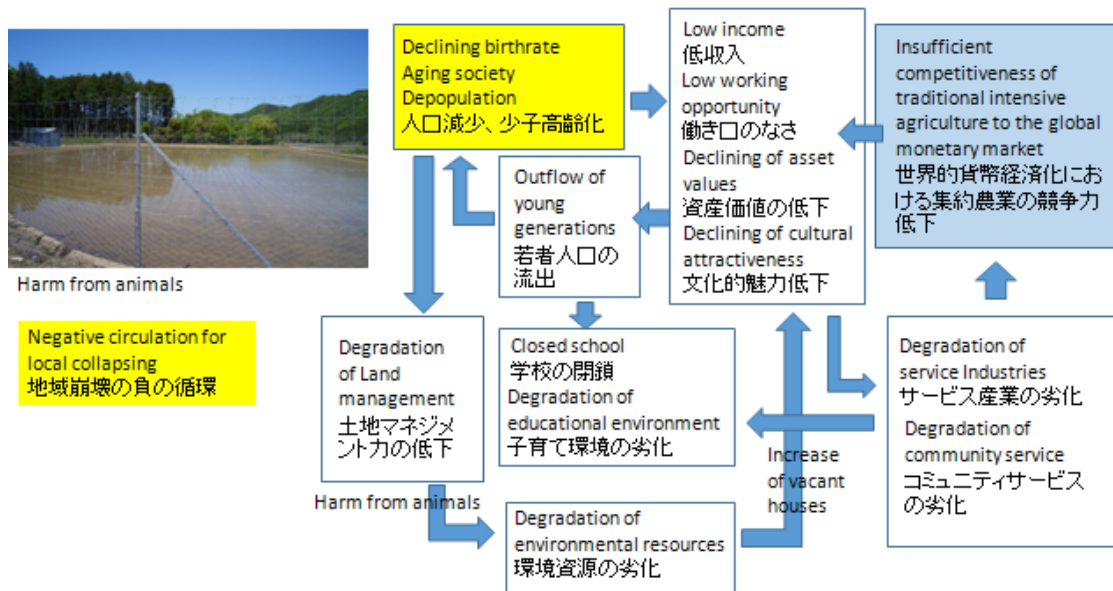


Abb. 5: Negativ circulation for local collapsing. Quelle: Hiroyuki Shimizu, Nagoya University.

Nun aber beschreibt Hiroyuki Shimizu, wie ein Dorf sich auf das *Tachibai*-Bewässerungssystem von 1823 und die reichen kulturellen Schätze besann und erfolgreich ein Community Management eingeführt habe:



Abb. 6: Rich waterscape with Tachibai irrigation water system established in 1823. And rich cultural landscapes. Land improvement enterprise: successful example of a community management. Quelle: Hiroyuki Shimizu, Nagoya University.

Dadurch wiederum ist es gelungen, einen positiven Kreislauf zu erzeugen, der zur Revitalisierung mit einem klaren Anstieg der Lebensqualität und der Wiederansiedelung von Jungen geführt hat.

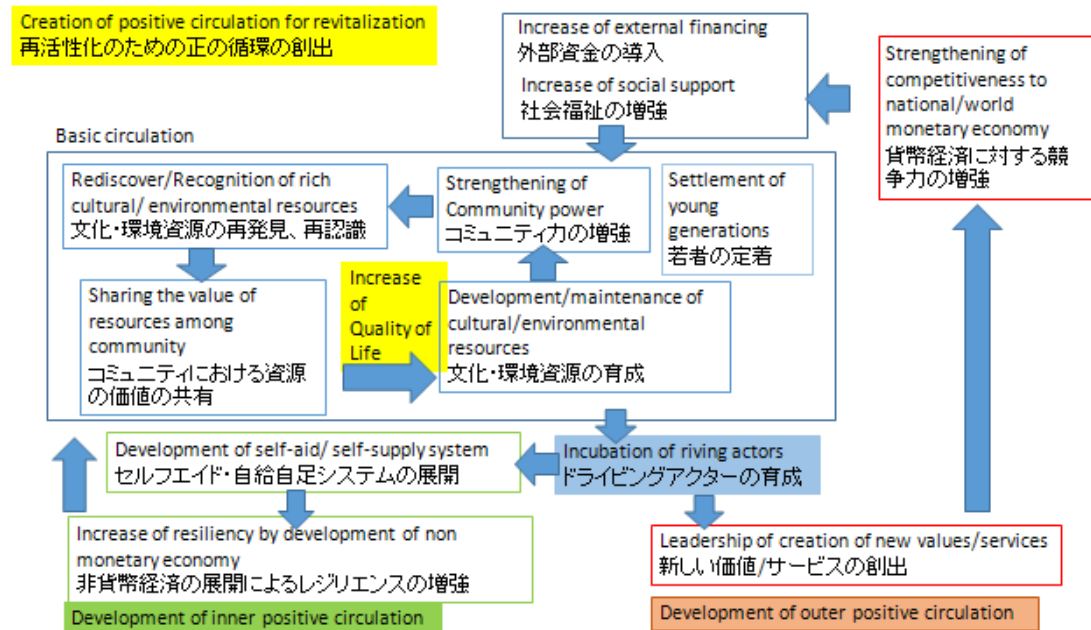


Abb. 7: Creation of positive circulation for revitalization. Quelle: Hiroyuki Shimizu, Nagoya University.

Was waren, fragt Hiroyuki Shimizu, die entscheidenden Faktoren, die zur Schaffung eines resilienten Sozialsystems antagonistisch zur demographischen Veränderung geführt haben? Seine Antwort sind die „driving actors“: “The most important key of self development of the district is the enforcement to appear three kinds of actors.” Im Schaubild führt er diese drei verschiedenen Akteurstypen näher aus: “For Providing cultural and environmental resources. For Strength of Community. For Strength of (Monetary) economy“. Zusammen ergeben sich ein Anwachsen der Lebensqualität, die Shimizu, hierin ganz ähnlich Aristoteles,²³ im Zentrum des Geschehens sieht.

²³ Vgl. Aristoteles: *Nikomachische Ethik* I, 8, 1099a. “νεμεμημένων δὴ τῶν ἀγαθῶν τριχῆ, καὶ τῶν μὲν ἐκτὸς λεγομένων τῶν δὲ περὶ ψυχὴν καὶ σῶμα, τὰ περὶ ψυχὴν κυριώτατα λέγομεν καὶ μάλιστα ἀγαθὰ, τὰς δὲ πράξεις

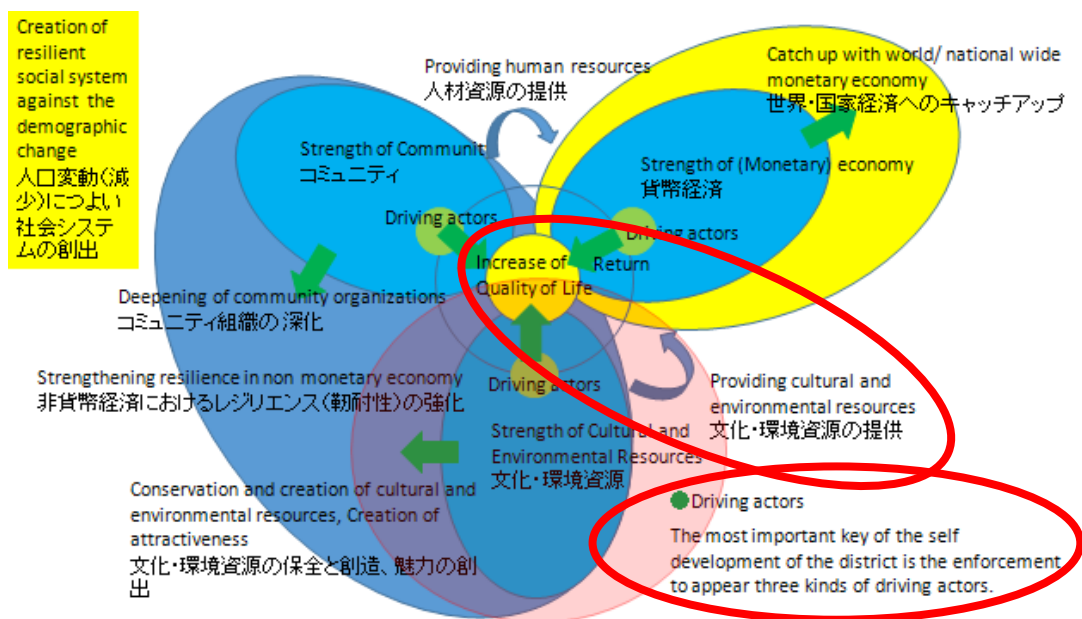


Abb. 8: Creation of resilient social system against the demographic change. Quelle: Hiroyuki Shimizu, Nagoya University.

Man wird Shimizus Beschreibung nicht eins zu eins auf Sachsen oder Deutschland übertragen können; insbesondere nicht im Agrar-, Forst- und Fischereibereich, der hierzulande keine nennenswerte ökonomische Relevanz entfaltet. Aber seine zentralen Erkenntnisse entfalten Gültigkeit über Japans ländlichen Raum hinaus:

Erstens die Bedeutung der Funktionseliten (wie man *driving actors* umschreiben könnte). In ihnen dürfen wir die Quelle für die oben zitierten sieben Resilienz-Charakteristika von Welter-Enderlin und Hildenbrand (2008) vermuten, hier für eine ganze Gruppe von Menschen (Wir erinnern uns: es handelt sich um Akzeptanz, Analysefähigkeit, Optimismus, Lösungsorientierung, Handlungsorientierung (Verantwortungsübernahme), Kontaktfreudigkeit (Netzwerkorientierung) und Zukunftsorientierung).

Zweitens den Beitrag der *driving actors* für ein Gleichgewicht zwischen (a) Stärkung der kulturellen und der Umweltressourcen, (b) Stärkung des Gemeinschaftsgefühls und (c) Stärkung der ökonomischen Ressourcen.

Drittens, daß Shimizu die drei Akteurstypen gleich gewichtet, also nicht ‚harte‘ Faktoren vor- oder nachrangig zu den ‚weichen‘ einstuft, obschon bei ihm die ‚weichen‘ zwei Drittel der Kräfte einnehmen. Alle Faktoren können sich nur interdependent, in gegenseitiger Abhängigkeit voneinan-

καὶ τὰς ἐνεργεῖας τὰς ψυχικὰς περὶ ψυχὴν τίθεμεν. ὥστε καλῶς ἂν λέγοιτο κατὰ γε ταύτην τὴν δόξαν παλαιῶν οὔσαν καὶ ὁμολογουμένην ὑπὸ τῶν φιλοσοφούντων. [...] φαίνεται δ' ὁμως καὶ τῶν ἐκτὸς ἀγαθῶν προσδεομένη, καθάπερ εἶπομεν· ἀδύνατον γὰρ ἢ οὐ ῥᾶδιον τὰ κατὰ πράττειν ἀχωρήγητον ὄντα. πολλὰ μὲν γὰρ πράττεται, | Goods have been classified as (a) external, (b) of the soul, and (c) of the body. Among these we hold that the goods of the soul are the best and most properly called goods. We attribute vital actions and operations to the soul. Therefore, our opinion must be sound for it is in agreement with that ancient one held by the philosopher. [...] As we have said already, the addition of prosperity of this kind does seem necessary to complete the idea of Happiness; hence some rank good fortune, and others virtue, with Happiness.”

<http://www.josephkenny.joyeurs.com/CDtexts/Ethics1.htm> [17.01.2013]

der, entfalten. Wenn man sich der Auffassung von Buro Latour anschließen will, daß die europäische Moderne durch das Auseinanderdriften von Wissenschaft, Politik und Diskurs gekennzeichnet sei, die jede eine eigene isolierte Sphäre gebildet hätten,²⁴ dann legen die japanischen Erkenntnisse ein in diesem Sinne post-modernes Miteinander der drei Sphären nahe.

3. Sachsens Landesentwicklungsstrategie

Im Landesentwicklungsplan des Innenministeriums findet Sachsens Landesentwicklungsstrategie ihren kartographischen Niederschlag. Er hat zwischen 2003 und 2013 keine wesentliche Änderung erfahren. Neu ist, daß Brandis und Naunhof zum Verdichtungsraum Leipzig geschlagen wurden und daß (mit Blick auf die erhofften EU-Mittel) die Transeuropäischen Netze eingetragen wurden (die bekanntlich um Chemnitz einen Bogen machen, das als Ergebnis der Wende erfolgreich vom Bahnfernverkehr ebenso abgekoppelt wurde wie die Oberlausitz).²⁵ Der „ländliche Raum“ ist etwas differenzierter gezeichnet.

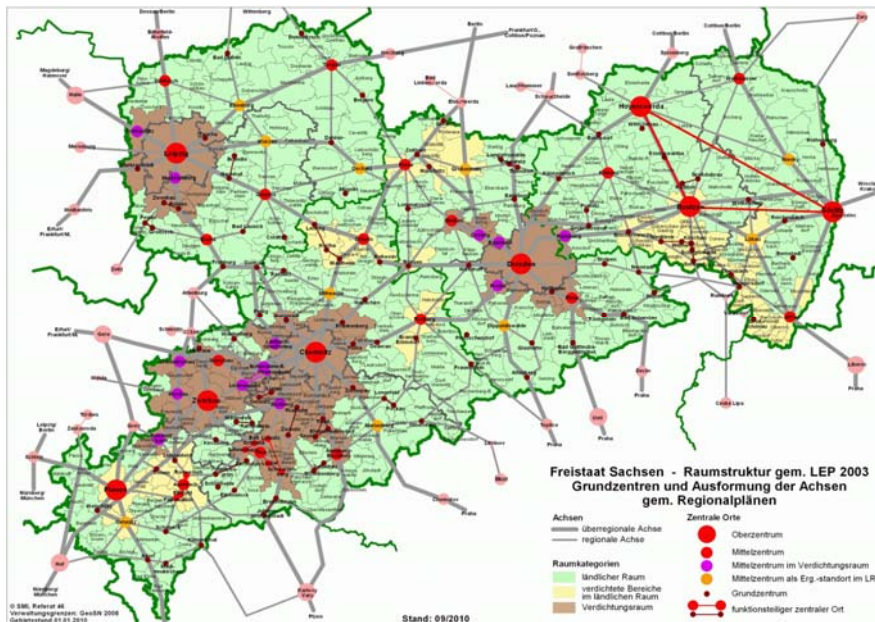


Abb. 9: Landesentwicklungsplan 2003. Quelle: Sächsisches Staatsministerium des Inneren.

²⁴ Vgl. kritisch Bruno Latour: *Nous n'avons jamais été modernes. Essai d'anthropologie symétrique*. Paris 1991 [dt. Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Frankfurt/Main 2008] und ders.: *Reassembling the Social: An Introduction to Actor-Network-Theory*, Oxford 2005 [dt. Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Frankfurt/Main 2007].

²⁵ Leserbrief *Freie Presse Chemnitz* vom 05.01.2013: „Ist schon alles merkwürdig... Zu DDR-Zeiten, als es die gut bewachte Grenze noch gab, fuhr ein durchgehender Zug von Görlitz (z.T. sogar von Breslau/Wroclaw in Polen) über Bautzen, Dresden, Karl-Marx-Stadt bis ins alpenländische Oberstdorf. Jeden Tag, durchgehend ohne Umsteigen. Kaum war die Grenze weg und Deutschland wieder vereint, fuhr dieser Zug nur noch bis Dresden – die Region Görlitz/Bautzen wurde gleich nach der Wende abgeschnitten. Und heute, im angeblich globalisierten, vereinten Europa, wo es um schnelle Verbindungen und ständige Flexibilität geht, fährt überhaupt nichts mehr in dieser Art. Da kurven nur noch Bummelzüge auf diesen früheren Fernbahnstrecken herum. Irgend etwas paßt da doch nicht mit der Wirklichkeit zusammen.“ <http://www.freiepresse.de/NACHRICHTEN/SACHSEN/Vertrag-naehrt-Hoffnung-auf-Intercity-Anschluss-fuer-Chemnitz-artikel8208532.php>.

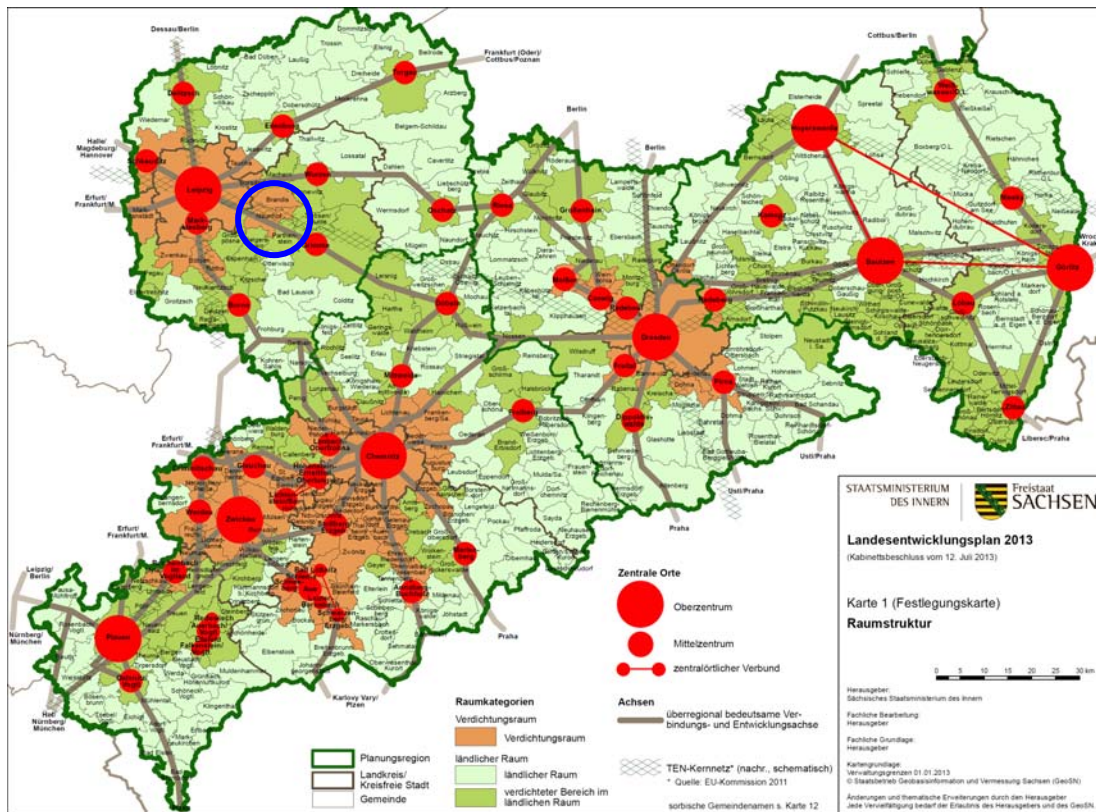


Abb. 10: Landesentwicklungsplan 2013. Quelle: Sächsisches Staatsministerium des Inneren.

Die Grundannahme der Landesplanung ist eine Differenzierung zwischen „Verdichtungsraum“ und „ländlichem Raum“ bzw. „verdichtetem Bereich im ländlichen Raum“. Der Begriff „Stadt“ findet sich auf der Karte nicht.

Untersucht man aber die Daten des Statistischen Landesamtes, teilt sich rechtlich gesehen, die Bevölkerung Sachsens in einen urbanen Anteil von 78%, die in einer Gemeinde mit der Rechtsbezeichnung Stadt wohnen, und einen ruralen Anteil von 22%, die in einer Gemeinde ohne die Bezeichnung Stadt wohnen.²⁶

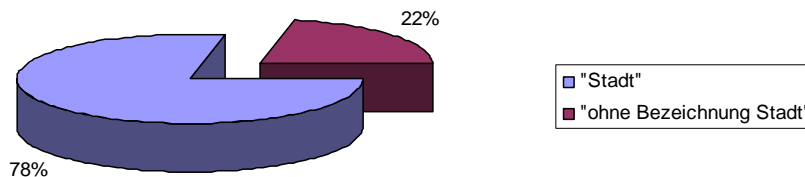


Abb. 11: Urbane vs. rurale Bevölkerung Sachsens 2011.

Quelle: Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen.

²⁶ Vgl. zu den folgenden Diagrammen Vogt, Matthias Theodor: *Kulturland Sachsen – Aufgabe der Kommunen*. In: Bildungswerk für Kommunalpolitik Sachsen (Hrsg.): *Kulturland Sachsen – Aufgabe der Kommunen*. Hoyerswerda 2012, S. 7-31. [online: <http://kultur.org/Doi101696/vogt-2012d.pdf>].

Blickt man auf die wirtschaftlichen Gegebenheiten, so sind 2% der Arbeitsplätze dem Agrarbereich, 27% dem produzierenden Gewerbe und 71% dem Dienstleistungssektor zuzuordnen. Dies ergibt ein Verhältnis von 98% urban und 2% rural.

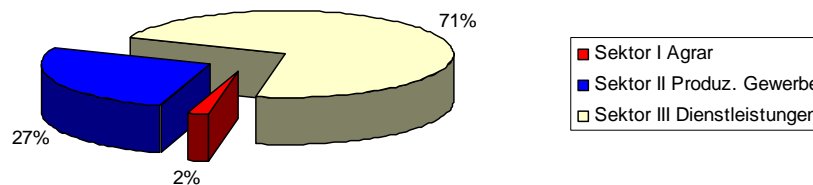


Abb. 12: Urbane vs. rurale Bevölkerung Sachsen nach Arbeitsplätzen 2011.

Quelle: Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen.

Analysiert man die numerischen Gegebenheiten, läßt sich mit der Internationalen Statistikerkonferenz Rom 1887²⁷ (bis heute Grundlage des deutschen, französischen etc. Verwaltungshandelns der Statistiker sowie der Stadtforscher) differenzieren in die Kategorie *Großstadt* größer 100.000 Einwohner, *Mittelstadt* größer 20.000 Einwohner, *Kleinstadt* größer 5.000 Einwohner und *Landgemeinde / Landstadt* kleiner 5.000 Einwohner. Zu ergänzen wäre die Kategorie *Metropolstadt* größer 500.000 Einwohner nach einer nicht offiziellierten, von Glasgow ausgehenden Selbstzuschreibung.^{28 29} Diese wurde zwischenzeitlich von der Europäischen Kommission partiell akzeptiert und bildet auch Grundlage des Selbstverständnisses der Kommunen Dresden und Leipzig, ist mithin zu einer tatsächlichen Größe im politischen Raum geworden.

(Am Rande sei bemerkt, daß der *Europäische Wirtschaftsraum* mit einigen Vertretern der Raumforschung unter „medium-sized cities“ Städte zwischen 50.000 und 250.000 Einwohnern versteht. Für eine solche³⁰ Klassifikation liegt jedoch weder ein internationales Übereinkommen vor noch korrespondiert sie *ipso facto* mit der kulturellen Infrastruktur. Überdies wäre sie gegenläufig

²⁷ Durch die Literatur zieht sich der Verweis auf die deutsche Reichsstatistik von 1871, der jedoch nicht verifiziert werden konnte. Wir verweisen daher mit Brigitte Adam gesicherterweise auf [Rom] 1887 (vgl. Adam, Brigitte: *Mittelstädte - eine stadregionale Positionsbestimmung*. In: *Informationen zur Raumentwicklung*, Nr.8, 2005. S. 495 – 423, Fußnote 11).

²⁸ Der Verband der Europäischen Metropolregionen METREX wurde 1996 bei der Konferenz der Metropolregionen in Glasgow gegründet. Vgl. www.europmetrex.org.

²⁹ “The term « Metropolitan Cities » in several extra-European countries is used for cities >100,000 inhabitants (e.g. Canada, Australia); in the US even for cities >50,000 inhabitants. In Europe, it lacks an official definition by law, but it is used by the European Commission at several occasions for cities >500,000 inhabitants.. In this pragmatic sense, the term « Metropolitan Cities » is used within this text.” Vogt, Matthias Theodor: *Prolegomena to Studies in 'Brain Gain through Culture in Middle Size Cities?'* In: Vogt, Matthias Theodor, Katarzyna Plebańczyk, Massimo Squillante, Irena Alperyte (editors): *Brain Gain through Culture? Researching the Development of Middle Size Cities in Poland, Lithuania, Italy, Hungary, Germany, and France. Proceedings of the International Study Week Görlitz 2012 and of the Students' Moot Court at the Landgericht Görlitz*. Görlitz 2013. S: 9, Fußnote 18..

³⁰ Oder die des „Verbands europäischer Mittelstädte“ mit Sitz in St. Pölten (das seinerseits 52.000 Einwohner zählt), „einen lose organisierten Zusammenschluss [von derzeit 34] europäische[n] Städte[n] mittlerer Größe (50.000 – 500.000 Einwohner)“ (http://www.st-poelten.gv.at/Content.Node/buergerservice/politik/Struktur_Netzwerk.at.php [14.12.2013]).

zum hier behandelten Problem der strukturschwachen Räume und der besonderen Funktion der „Mittelstädte“ für dieselben).

Nach der (um die Metropolenn ergänzten) Einteilung *Rom 1887* wohnen 25% der sächsischen Einwohner in den beiden Metropolstädten Dresden und Leipzig, 6% in einer nicht-metropolitanen Großstadt (Chemnitz), 19% in einer Mittelstadt, 31% in einer Kleinstadt und 19% in einer Landstadt bzw. Landgemeinde. Bezieht man den agglomerationstypischen Verflechtungsgrad mit ein, so wohnen rund. 50% der Sachsen in oder nahe an einem metropolitanen bzw. Großstadt-Raum, rund 50% in einer nicht-metropolitanen Raumkonstellation. Deren Zentren für die Güter des gehobenen Bedarfs wiederum sind die Mittelstädte. Von ihrer gedeihlichen Entwicklung profitiert die Hälfte der Einwohner Sachsens. Was aber, wenn sie sich nicht gedeihlich entwickeln?

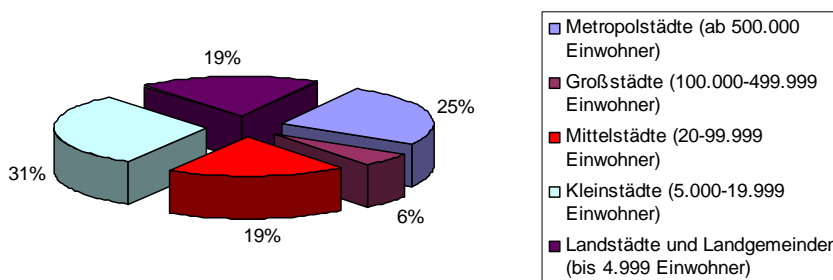


Abb. 13: Bevölkerung Sachsen nach Stadttypen 2011.

Quelle: Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen.

Die Bevölkerungsentwicklung verläuft in den Mittelstädten Sachsens durchaus anders als in den Metropolen. Die Metropolen legen um rund 1% p.a. zu; die Mittelstädte verlieren rund 1% ihrer Einwohner p.a.; die Landgemeinde mehr als 1,5%. [Dies sind, allerdings aussagekräftige, Daten aus einer Momentaufnahme 31.12.2010 bis 30.06.2011; die Bevölkerungsentwicklung Sachsen nach Stadttypen wäre für den Zeitraum 1990 bis 2011 auf der Grundlage der heutigen Gemeindezuschneitte darzustellen.]

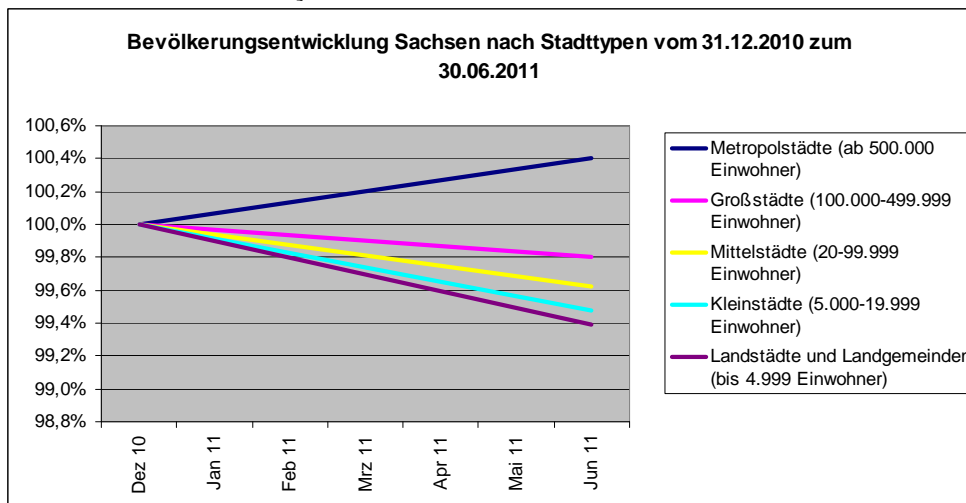


Abb. 14: Momentaufnahme der Bevölkerungsentwicklung Sachsen nach Stadttypen 31.12.2010 bis 30.06.2011.

Quelle: Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen.

Bezogen auf Shimizus Frage nach den *driving actors* ergibt sich eine fast schon fatal zu nennende Spreizung beim höchsten allg. Schulabschluß. Der Anteil von Personen mit Hochschul- oder Fachhochschulreife liegt in den Metropolstädten bei 33%, in den Mittelstädten bei 17% bzw. der Hälfte.

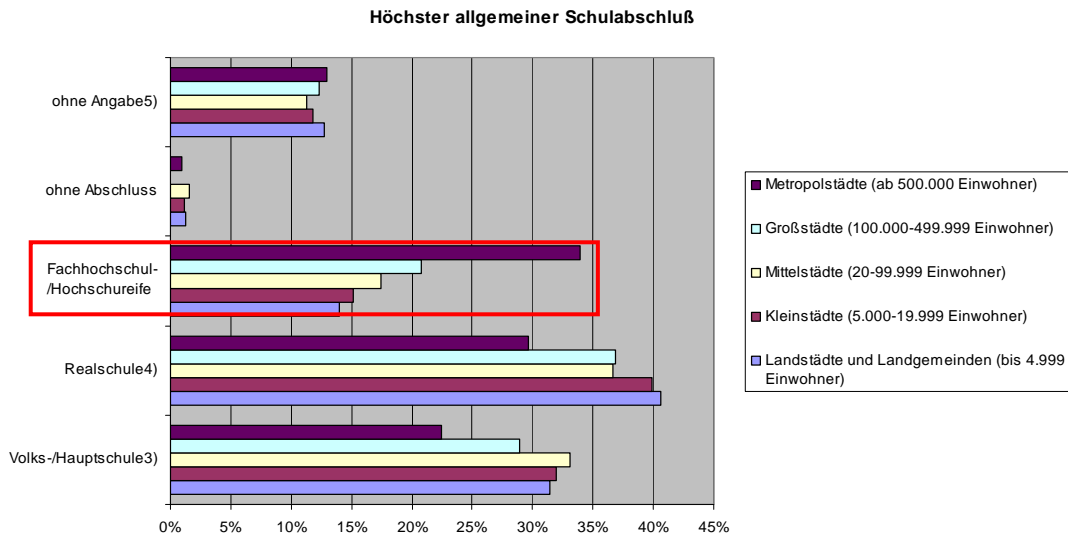


Abb. 15: Höchster allg. Schulabschluß Sachsen nach Stadttypen 2011.

Quelle: Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen.

Genauso drastisch ist das Bild beim höchsten berufsbildenden oder Hochschulabschluß einschl. Promotion. Hier liegt der Anteil in den Metropolen bei 20%, in den Mittelstädten bei 10%.

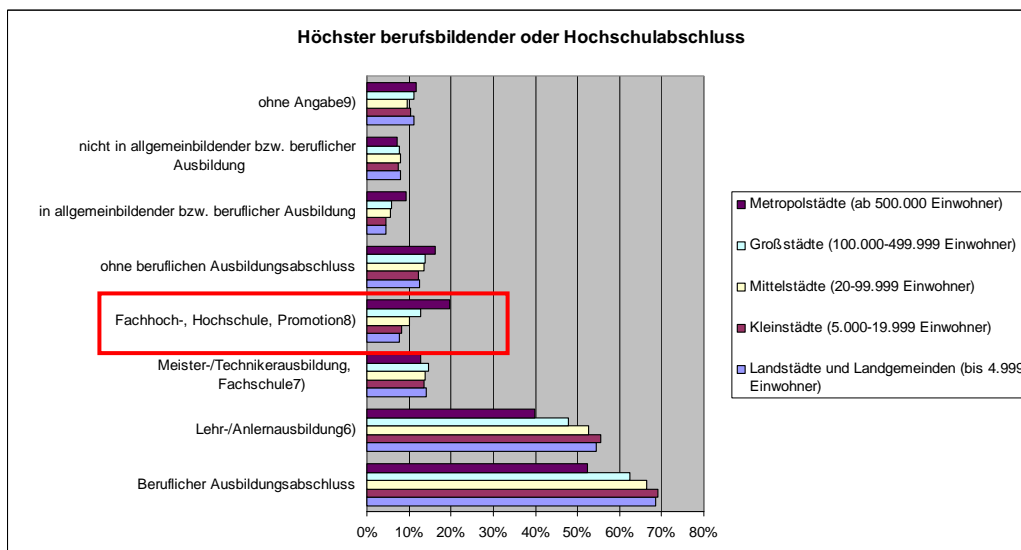


Abb. 16: Höchster berufsbildender oder Hochschulabschluß Sachsen nach Stadttypen 2011.

Quelle: Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen.

Dies hat unmittelbare Konsequenzen für das Nettoeinkommen der Bevölkerung und damit wiederum für das Steueraufkommen in den einzelnen Kommunen.

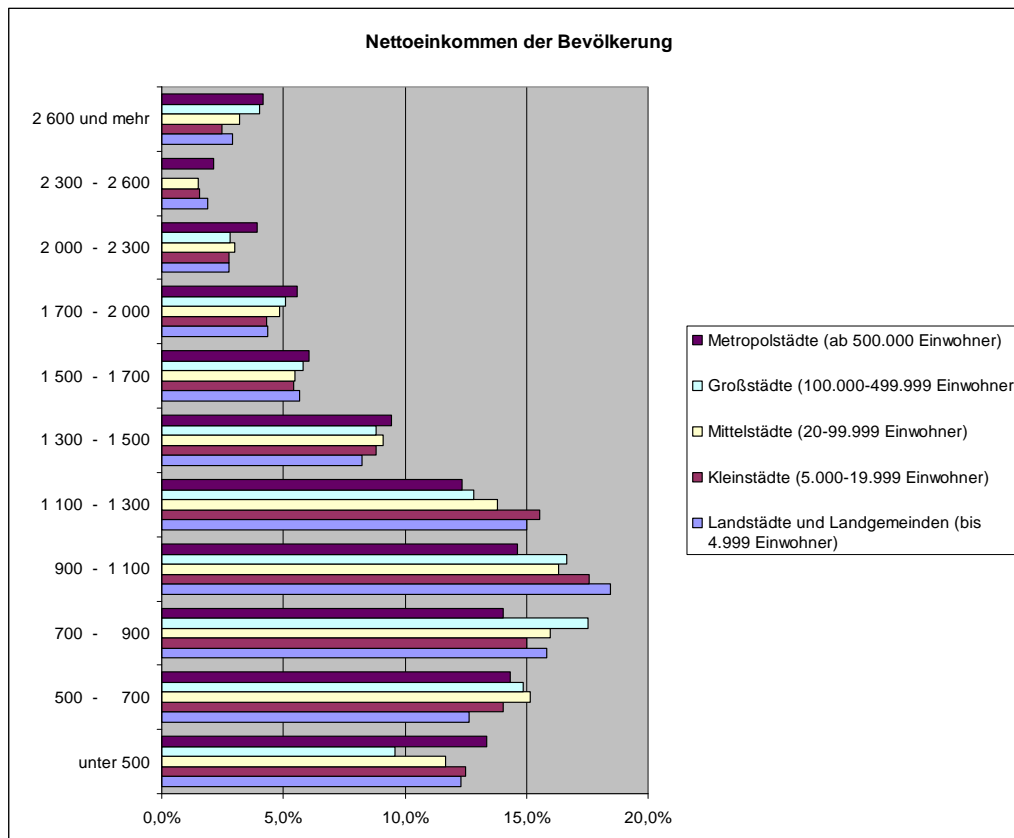


Abb. 17: Nettoeinkommen der Bevölkerung Sachsens nach Stadttypen 2011.

Quelle: Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen.

Aus der unterschiedlichen Attraktivität der Stadttypen resultiert ein Jugendüberschuß der Metropolregionen von 50% in den Kohorten 20 bis 35 Jahre. Dies wiederum hat unmittelbare Konsequenzen für die Fertilität. Die Landeshauptstadt Dresden konnte im November 2013 den (inoffiziellen) Titel der „Geburtenhauptstadt“, sprich: geburtenfreudigsten unter Deutschlands Großstädten für sich reklamieren.

Seit Mitte der 1990er ist Dresdens Wirtschaftskraft signifikant gewachsen. Im Vergleich zum Jahr 1995 stieg das Bruttoinlandsprodukt (BIP) um über 50 Prozent. In kurzer Zeit stieg die Stadt zu einem Spitzenstandort in den Kompetenzfeldern Mikroelektronik, Nanotechnologie, Neue Werkstoffe sowie Life Sciences auf. Weltweit führende Unternehmen wie Globalfoundries, GlaxoSmithKline Biologicals, VON ARDENNE Anlagentechnik oder Novaled operieren in Dresden.

Auch die Beschäftigung am Standort Dresden entwickelt sich sehr positiv. Seit 2005 sank die Arbeitslosenquote um fast sieben Prozentpunkte auf 8,3 Prozent (Stand Oktober 2013). Gleichzeitig stieg die Zahl der Erwerbstätigen bis Ende 2012 um 15 Prozent auf über 263 000 und erreichte damit den höchsten Stand seit 1991.

Mit 113 Geburten auf 10 000 Einwohner ist Dresden Geburtenhauptstadt Deutschlands.³¹

³¹ http://www.dresden.de/de/02/035/01/2013/11/pm_029.php

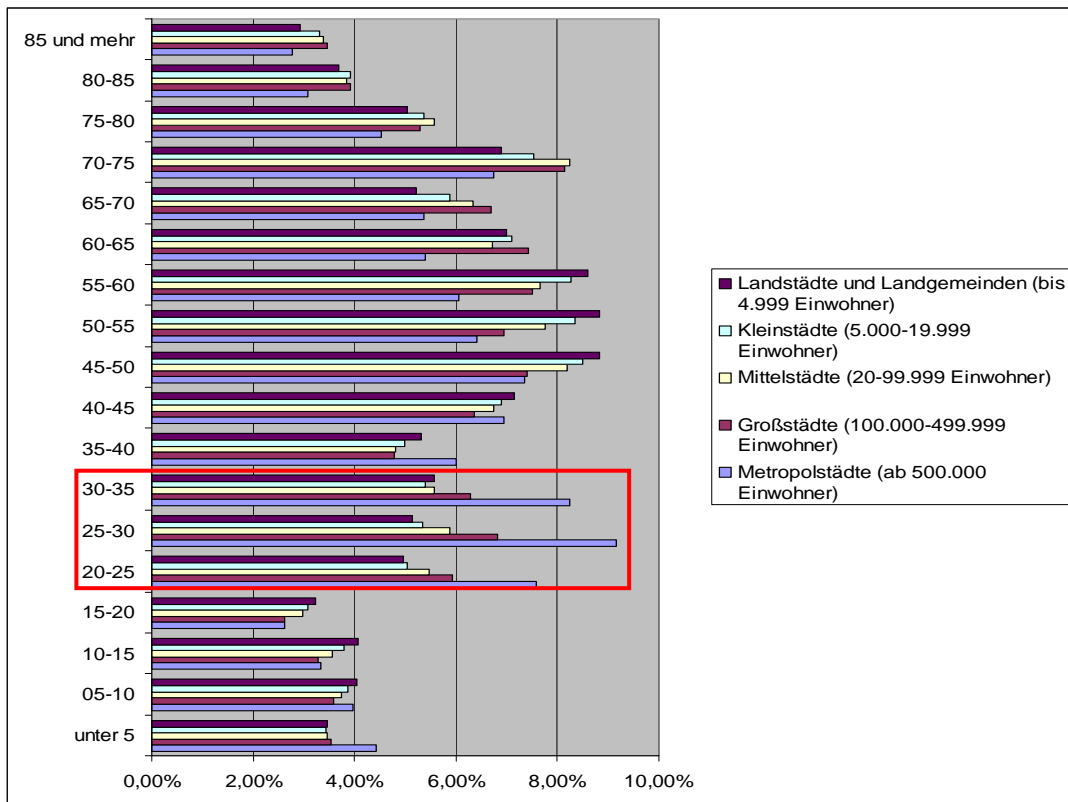


Abb. 18: Jugendüberschuß in den Metropolen Sachsen nach Stadttypen 2011.

Quelle: Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen.

Der Altersstrukturkoeffizient mißt das Verhältnis zwischen alter Bevölkerung (65+ Jahre) und junger (0-14 Jahre). Anzustreben ist ein Koeffizient von 1,0. In einigen Teilen Europas, beispielsweise in Vorarlberg, ist er sogar kleiner als 1, sprich: es gibt mehr Junge als Alte. In Sachsens Mittelstädten beträgt er dagegen 2,9, sprich: es gibt dreimal soviel Alte wie Junge.

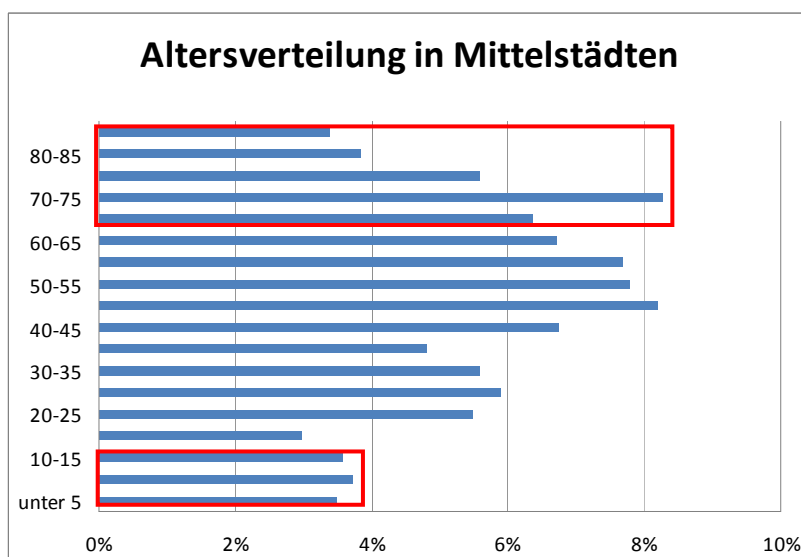


Abb. 19: Alterstruktur in den Mittelstädten Sachsen 2011.

Quelle: Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen.

Dieser Alterstrukturkoeffizient läßt für den Landkreis Görlitz eine Bevölkerungsentwicklung von 367.000 Einwohnern (1990) über 297.000 Einwohnern (2000) und 278.000 Einwohnern (2010) auf 232.000 Einwohner (2020) mit einem Anstieg des Durchschnittsalters von 38,5 Jahre (1990) auf 52,9 Jahre (2020) erwarten.

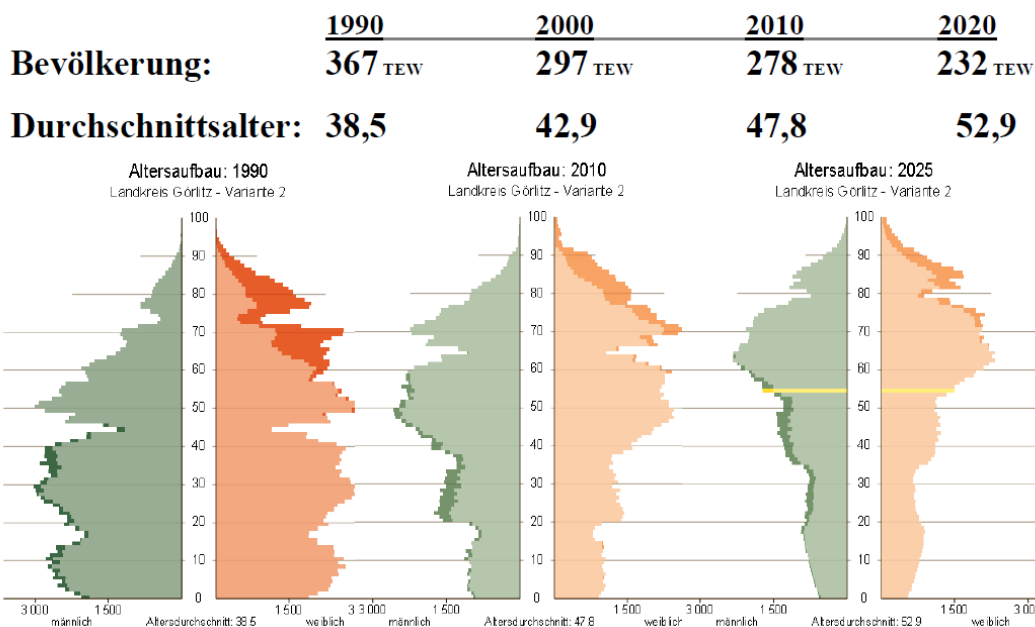


Abb. 20: Demographische Entwicklung im Landkreis Görlitz 1990 – 2000 – 2010 – 2020 (Prognose). Quelle: Holger Freymann, Amt für Kreisentwicklung, Landkreis Görlitz 2013.

Dementsprechend ist der Anteil der Personen in Rente/Pension im Landkreis Görlitz deutlich höher als im sächsischen Durchschnitt; folglich ist der Anteil der Bevölkerung in Erwerbstätigkeit signifikant geringer.

Bevölkerung in Sachsen und im Landkreis Görlitz 2009 nach überwiegendem Lebensunterhalt

- Ergebnisse des Mikrozensus -

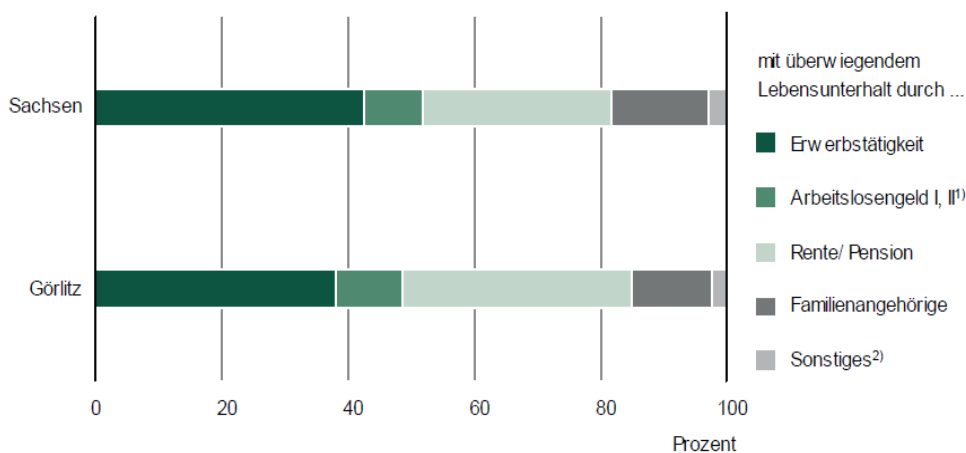
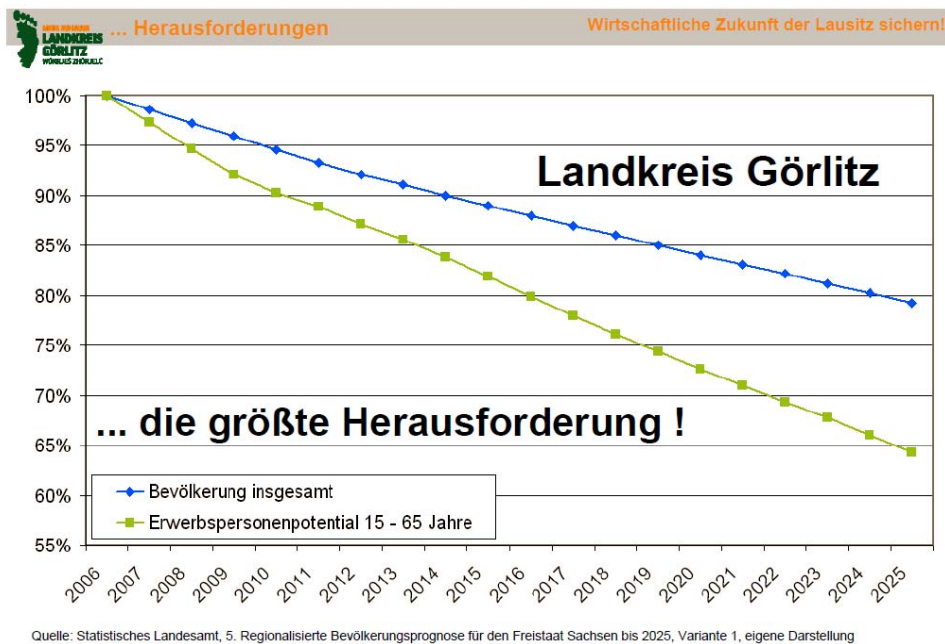


Abb. 21: Bevölkerung in Sachsen und im Görlitz 2009 nach überwiegendem Lebensunterhalt. Quelle: Holger Freymann, Amt für Kreisentwicklung, Landkreis Görlitz 2013.

Dies ist der Hintergrund, warum der Landrat des Landkreises Görlitz, Bernd Lange, die demographische Entwicklung als „größte Herausforderung“ bezeichnet – weniger die Bevölkerungsentwicklung in absoluten Zahlen als das ungleich stärkere Schwinden des Erwerbspersonenpotentials (Bevölkerung 15 – 65 Jahre). Wer soll 2025 die Arbeit jenes Drittels erledigen, das bis dahin aus der Statistik verschwunden ist? Rechnerisch müßte jede verbliebene Erwerbsperson um die Hälfte mehr leisten.



Landrat Bernd Lange

CDU - Lausitzkonferenz „Wirtschaft“ – 27.04.2012 - Cottbus

Abb. 22: Entwicklung Bevölkerung und Erwerbspersonenpotential 15 – 65 Jahre im Landkreis Görlitz 2006 – 2015.
Quelle: Landrat Bernd Lange bei der CDU-Lausitzkonferenz Wirtschaft, Cottbus 27.04.2012.

Sachsens Landesentwicklung wiederum basiert seit 1990 auf dem Konzept der sog. Wachstumskerne. Daß sich dies für die Großstädte Dresden, Leipzig und Chemnitz ‚gut ausgegangen‘ ist, läßt sich der oben wiedergegebenen Pressemitteilung der Landeshauptstadt Dresden eindrucksvoll entnehmen. Eine klare Hilfe für die Entwicklung der ‚Wachstumskerne‘ war und ist die Gestaltung des Finanzausgleichs (FAG) des Freistaates mit seinen Gemeinden und Gemeindeverbände.

Als Summe der Finanzkraft aus Zuweisungen aus dem FAG und den Eigensteuereinnahmen ergeben sich 2011 für den kreisfreien Raum 1.296 EUR pro Kopf, für den kreisangehörigen Raum ergeben sich in Summe von Gemeinden und Landkreisen 849 EUR pro Kopf. Die Einwohnerichtung beträgt 1,52 zugunsten der drei kreisfreien Städte.

Auf der Landkreisseite wiederum sieht es so aus, daß man die Landkreise umtaufen könnte zum „übergemeindlichen Zweckverband für soziale Leistungen und Sonstiges“. 2011 betrug der von der Sozialdezernentin zu verwaltende Sozialetat 60,6%, was jegliche Dimension sprengt.

Finanzielle Schieflage ...

Hauptbudget	Anteil
Zentraler Service	4,33 %
Öffentliche Ordnung	8,41 %
Schulen	9,29 %
Kultur	3,96 %
Soziales	60,60 %
Gesundheit	2,58 %
Bau, Verkehr	8,10 %
Zentrale Steuerung	2,74 %

Abb. 23: Haushalt des Landkreise Görlitz 2011. Quelle: Landrat Bernd Lange, dbk, 2011.

Nimmt man den Immobilienmarkt als Spiegel der Gesellschaft, ist rund fünfundzwanzig Jahren nach der Friedlichen Revolution zu konstatieren, daß die Marktkräfte in den genannten Oberzentren hinreichend funktionieren und sich ein Spiel von Angebot und Nachfrage eingestellt hat, welches Investitionen, Rendite und Vermietbarkeit erlaubt. Außerhalb der Oberzentren hingegen haben die pull-Kräfte die Oberhand gewonnen; Marktgesetzmäßigkeiten lassen sich noch immer nur punktuell erkennen. Dies ist kein Anlaß, mit Klaus von Dohnanyi eine Entsiedelung ganzer Landschaften zu fordern. Es ist aber ein deutlicher Hinweis darauf, daß die zentrale Aufgabe sächsischer Politik eine deutlich längere Zeit³² in Anspruch nehmen wird als zunächst erhofft, die Aufgabe nämlich in allen Landesteilen jene bürgerliche Schicht wieder aufzubauen, die durch zwei (sich insofern gleichende) Systeme nach 1933 und nach 1945 zerstört worden war und die geprägt ist von Risikobereitschaft und Gemeinnutzengagement.

Ein grundhaftes Problem der Landesentwicklungsplanung Sachsens wie der Raumplanung des Bundesgebiets insgesamt besteht in der unzureichenden Berücksichtigung anderer Parameter als den sog. „harten“ Faktoren; ganz konkret: der Vorstellungswelten. Wie sieht dies anderswo aus?

4. Ein Blick nach Österreich

Die vielleicht eindrucklichste Darstellung der demographischen Entwicklung seit Einführung der Geburtenkontrolle und Arrondierung des Wohlstands zeigt das Statistische Landesamt Kärnten. Präzise zum Millennium sinkt die Geburtenzahl unter die der Sterbefälle und gerät das Land aus dem Gleichgewicht.

³² Vgl. Donsbach, Wolfgang; Förster, Caroline: *Die Sachsen im wiedervereinigten Deutschland. Erfahrungen und Einstellungen auf der Grundlage von 20 Jahren demoskopischer Forschung*. Dresden 2010.

Die Entwicklung der Geburten und Sterbefälle in Kärnten 1961 – 2050

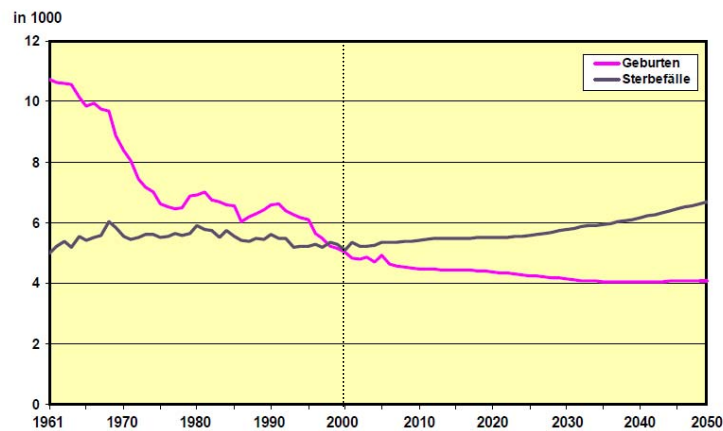


Abb. 24: Entwicklung der Geburten und Sterbefälle in Kärnten 1961 – 2050.

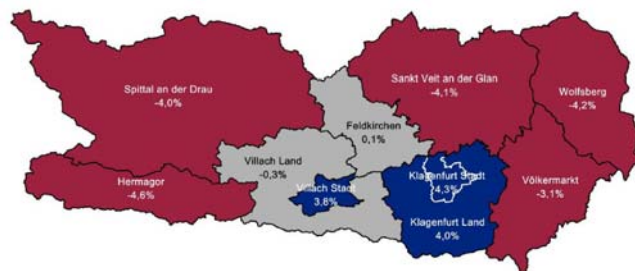
Quelle: Peter Ibounig, Statistisches Landesamt Kärnten, 21.06.2011.

Innerhalb Kärntens aber verläuft die Bevölkerungsentwicklung 2002 – 2012 durchaus unterschiedlich: blau (das ist in Österreich offensichtlich eine positiv besetzte Farbe) ist das Wachstum von rund 4% in Klagenfurt samt Vororten und in Villach dargestellt; blutrot (obwohl man doch eher von Anämie ausgehen sollte) die minus 4% im Raum der Mittel-, Klein- und Landstädte.



INSTITUT FÜR HÖHERE STUDIEN
INSTITUTE FOR ADVANCED STUDIES
Kärnten

Bevölkerungsveränderung Kärntner Bezirke, 2002-2012



Quelle: Statistik Austria (2012); eigene Darstellung IHS Kärnten

Abb. 25: Bevölkerungveränderung Kärntner Bezirke 2002 – 2012. Quelle: Institut für Höhere Studien Kärnten nach Daten der Statistik Austria, 2012.

Unser Blick wendet sich auch deshalb nach Österreich, weil hier die Raumforschung das Stichwort Resilienz aufgegriffen hat. Unter dem Stichwort *Von der krisenfesten Region zur regionalen Resilienz* heißt es bei Lukesch et al (2009)³³: „Wir verstehen [...] unter regionaler Krisenfestigkeit

³³ Lukesch, Robert; Payer, Harald; Winkler-Rieder, Waltraud: *Wie geben Regionen mit Krisen um? Eine explorative Studie über die Resilienz von Regionen*. Studie der ÖAR Regionalberatung, Fehring, Im Auftrag des Bundeskanzleramtes Sektion IV, Abteilung 4 Raumplanung und Regionalpolitik. Wien 2009, S. 10f.

die Fähigkeit einer Region, interne und externe Störungen durch Wandlungsprozesse zu absorbieren, so dass die für das Gedeihen und die nachhaltige Entwicklungsfähigkeit der Region wesentlichen Funktionen, Strukturen und Beziehungen aufrecht bleiben.“

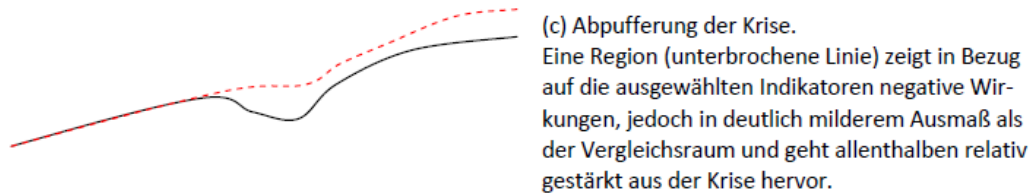


Abb. 26: Schema einer regionalen Resilienz.. Quelle: Lukesch u.a.: Wie gehen Regionen mit Krisen um? ÖAR Regionalberatung, Wien 2009. S.11.

Im Ergebnis vertiefter Untersuchungen von drei österreichischen Regionen bestätigen Lukesch et al. zum Stichwort Humankapital Richard Florida (2002), der als begünstigende Faktoren für regionale Resilienz weniger einen hohen Anteil an hohen Bildungsabschlüsse („educational attainment“), sondern eher an berufspraktischen Fähigkeiten („occupational skills“) bezeichnet.

Zum Stichwort Sozialkapital nennen Lukesch et al. *Bridging* (Außengerichtetheit) und *Bonding* (Verantwortungsübernahme), z.B. in Form sozialer Netzwerken, multiple Beziehungsmöglichkeiten etc., sowie soziale Diversität und Toleranz und demographischer Ausgleich durch multi-kulturelle Integration.

Sie schließen, daß regionale Resilienz aus dem Zusammenwirken „harter“ mit „weichen“ Faktoren entsteht:³⁴

Harte Faktoren sind z.B. die Ausstattung mit und nachhaltige Bewirtschaftung von Umweltressourcen, die Bevölkerungsentwicklung, die Verkehrsinfrastruktur, die Anbindung an hochwertige Verkehrsachsen und überregionale Verkehrsknotenpunkte, die geografische Lage, vor allem die Zentralität und Erreichbarkeit des Standortes, die IT-Vernetzung (Datenverkehrsinfrastruktur) regionsintern und überregional (z.B. gemessen in Internet-Anschlüssen), die Versorgungsstruktur in Bezug auf Bildungseinrichtungen, die Versorgungsstruktur in Bezug auf Gesundheits- und Pflegeeinrichtungen usw.

Weiche Faktoren sind z.B. der Anteil der creative class an der Erwerbsbevölkerung, das kulturelle Angebot (z.B. Veranstaltungen mit überregionaler Wirkung, Erhaltung regionaler Kulturgüter), die innere Vernetzung zwischen Akteuren aus Wirtschaft, Politik, Verwaltung und Zivilgesellschaft, die externe Vernetzung mit anderen Regionen (Stadt-Land-Beziehungen, Nachbarregionen, die wichtigsten Beschaffungsregionen, die wichtigsten Absatzregionen...), eine angemessene Steuerungsstruktur, die in der Lage ist, die verschiedenen Verwaltungsebenen von lokal bis EU in einer für die Region funktionellen Weise verknüpfen kann usw.

Als begünstigender Faktor für regionale Resilienz – und hier liegt ein krasser Unterschied zu den oben erwähnten deutschen Studien – werden eine lebendige Kunst- und Kulturszene sowie Gelegenheiten für interkulturelle Begegnung und interkulturelles Lernen besonders herausgehoben. Wenn wir nun den Blick von Österreich wieder zurück nach Sachsen wenden: wie sah dieser Faktor in Sachsens Geschichte aus?

³⁴ Lukesch et al.: *Wie gehen Regionen mit Krisen um?* Wien 2009, S. 97f.

5. Kulturelle Armut und kultureller Reichtum: ein Blick in Sachsens Geschichte

Armut ist nach der Definition der Europäischen Gemeinschaften von 1974 zu differenzieren in eine materielle Armut, eine kulturelle Armut und eine soziale Armut (wohlgemerkt in dieser Reihenfolge^{35 36 37}).

Im Sinne dieses Beschlusses sind verarmte Personen Einzelpersonen, Familien und Personengruppen, die über so geringe (materielle, kulturelle und soziale) Mittel verfügen, daß sie von der Lebensweise ausgeschlossen sind, die in dem Mitgliedstaat, in dem sie leben, als Minimum annehmbar ist.³⁸

Unter *kultureller Armut* wäre die Unfähigkeit, unter kulturellem Reichtum die Fähigkeit³⁹ zur Dechiffrierung metaphernbasierter komplexer Systeme zu verstehen, von Systemen also, auf denen Sachsens Wirtschaft und Gesellschaft jenseits technischer Logik zu entscheidenden Teilen basieren.⁴⁰

Im folgenden sei – um hier nur ein Beispiel für die komplexen Pfadabhängigkeiten der sächsischen Kunst- und Kulturszene bzw. deren Förderung auf den drei Ebenen Freistaat, Kommunen und Zivilgesellschaft aufzugreifen – der Frage nachgegangen, inwieweit sich die heutige

³⁵ Die Reihenfolge wurde im Ersten Armutsbericht 2001 vertauscht, dort heißt es „materielle, soziale, kulturelle Armut“. War diese Armutsdefinition im Ersten Bericht noch zentral, geriet sie im Zweiten Armutsbericht in eine Fußnote, um aus den folgenden Berichten ganz zu verschwinden. Vgl. Deutscher Bundestag (ed.): *Lebenslagen in Deutschland. Erster Armuts- und Reichtumsbericht. Unterrichtung durch die Bundesregierung*. 14. Wahlperiode, Drucksache 14/5990, 08.05.2001, p. 10, 28. Deutscher Bundestag (ed.): *Lebenslagen in Deutschland II*, 2001-05-08, Fußnote p. 40. Deutscher Bundestag (Ed.): *Lebenslagen in Deutschland III*, 2008-06-30; Deutscher Bundestag (Ed.): *Lebenslagen in Deutschland IV* 2012-09-17.

³⁶ Die falsche Reihenfolge aus dem Ersten Armutsbericht wurde aufgenommen in: Evangelische Kirche in Deutschland (ed.): *Gerechte Teilhabe. Befähigung zu Eigenverantwortung und Solidarität. Mit einer Kundgebung der Synode der EKD. Eine Denkschrift des Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland zur Armut in Deutschland*. Gütersloh 2006.

³⁷ “By now some 9,000 matches for this wrong quotation can be found in Google (12-02-2013) and only 77 matches for the correct quotation of the definition. So the EC definition in itself is a perfect example of those mutations which according to Schatz are essential for the cultural dialogue.” Vogt, Matthias Theodor: *Prolegomena to Studies in ‘Brain Gain through Culture in Middle Size Cities?’* In: Vogt: *Brain Gain...* Görlitz 2013, S. 7.

³⁸ 85/8/EWG: *Beschluß des Rates vom 19. Dezember 1984 über gezielte Maßnahmen zur Bekämpfung der Armut auf Gemeinschaftsebene*. Amtsblatt Nr. L 002 vom 03/01/1985 S. 0024 – 0025.

³⁹ Ein historisch schönes Beispiel für eine solche Dechiffrierungs-Befähigung – um wieder einmal nach außen zu blicken – bietet der Bericht von einer wissenschaftlichen Expedition nach Island 1789. Ungeachtet eines geradezu unsäglichen materiellen Niveaus hielt Sir John Thomas Stanley einen wesentlichen Teil der Einwohner für fähig, sich ohne weiteres in der Gesellschaft von London oder Paris zu behaupten. Erst sehr viel später allerdings, im 20. Jh., sollten auch die politischen Voraussetzungen für die wirtschaftliche Unabhängigkeit geschaffen werden. “[The Icelanders could mix] without any fear of inferiority, amongst the informed and well bred of any society in London, Paris or any other capital [...]”. Zit. nach Agnardóttir, Anna: *Iceland in the Late Eighteenth and Early Nineteenth Centuries: Cast adrift by the Oldenburgs and Saved by the Hannoverians? An Interpretation*. In: Heinzelmann, Robl, Riis (Hrsg.): *Der dänische Gesamtstaat. Ein unterschätztes Weltreich? The Oldenburg Monarchy. An underestimated Empire?* Kiel 2006. S. 12.

⁴⁰ Vgl. Dazu ausführlich Vogt 2010l: *What is Cultural Policy?* In: Emil Orzechowski et al. (Hrsg.): *Culture management. Kulturmanagement. Zarządzanie kulturą* Vol. III (3), Krakau 2010. S. 15-39. [online: <http://kultur.org/Doi101696/vogt-2010l.pdf>; dort auch deutsche und englische Fassung].

Kultur-, Bildung und Wissenschaftspolitik des Freistaates Sachsen wesentlich Impulsen aus der Reformationszeit verdankt.

5.1 Freistaat

In der Reformationszeit bestand durch die Übertragung der Leitung der nunmehrigen Landeskirchen auf den Landesfürsten als *summus episcopus* erhöhter Legitimationsbedarf *sub specie aeternitatis*, nicht zu verwechseln mit dem späteren barocken Repräsentationsbedarf.

In diesem Kontext gründete Kurfürst Moritz die drei Fürstenschulen in den säkularisierten Klöstern St. Afra in Meißen und St. Marien in Pforta bei Naumburg (beide 1543) sowie im ehemaligen Kloster St. Augustin in Grimma (1550). Die Neue Landesordnung vom 21. Mai 1543 stipulierte – wie wir heute sagen würden – Studiengebührenfreiheit und BAFöG-Anspruch.⁴¹ Ab 1542 erhielt die Universität Leipzig eine Zuwendung des Landesfürsten, wie seit 1540 die Philipps-Universität Marburg. Getreu dem Lutherwort, dass die Obrigkeiten „christliche schulen aufrichten und halten sollen“, wurden bei der Wiedergründung des Freistaates 1990 u.a. in St. Afra ein Sächsisches Landesgymnasium für Hochbegabte wiedererrichtet, eine vergleichsweise überproportionierte Hochschullandschaft nur in Teilen verschlankt und die standesunabhängige Gewinnung von Studenten zu einem Merkmal sächsischer Bildungspolitik.

Im gleichen Kontext erfolgten die Gründungen von Hofkapelle 1548 noch unter Moritz und der Kunstsammlungen 1560 unter August. Unter dem Rubrum „Erbe der Krone“ machen sie heute den kostenaufwendigsten Teil sächsisch-staatlicher Kunstpolitik aus und stellen eine der zentralen Legitimationsgrundlagen der Eigenstaatlichkeit Sachsens dar.

5.2 Kommunen

Die heutige Kultur- und Bildungspolitik der sächsischen Kommunen verdankt sich ebenfalls wesentlich Impulsen aus der Reformationszeit. Einerseits wurden die zuvor durch kirchliche Dotationen getragenen Schulen kommunalisiert (weltliche und kirchliche Gemeinden fielen für lange Zeit in eins) und aus dem „Gemeinen Kasten“ finanziert. Die Leisniger Kastenordnung legte 1523 die Alphabetisierung beider Geschlechter als bottom-up-Gemeinschaftsaufgabe fest.⁴²

⁴¹ "das man junge Knaben von 11 oder 12 Jahren in diese Schulen einnehme, so vil man da von den geistlichen Gütern erhalten konnte, und inen eine ziemliche Kost und die lere umsonst ohne zuthun ihrer Eltern und Freunde sechs Jahre lang umsonst gebe, und das man von sollichem Einnehmen der Person der Jugend keinen Stand ausschloss, es sei edelmann, bürger oder bauer, so zu der lehr geschickt und geneigt". Zitiert nach Corssen, W.: *Alterthuemer und Kunstdenkmale des Cisterzienserklosters St. Marien und der Landesschule zur Pforte*, Halle 1868, 121ff. Vgl. zu weiteren Dokumenten http://www.archiv.sachsen.de/archive/dresden/4390_3130313132.htm.

⁴² „Wir wollen und sollen, auch ein jeder Hauswirt, für sich selbst, auch seine Kinder und Hausgesinde aus priesterlicher Liebe verpflichtet sein, das heilsame, tröstliche Wort Gottes zu geordneten Tagen und Stunden, so viel uns Gott Gnade verleiht, treulich anhören und zur Besserung einbilden. [...] Der gemeine Kasten soll in unserem Gotteshaus an dem Orte, da es am sichersten ist, verwahrt sein und mit 4 unterschiedlichen Schlössern und Schlüsseln verschlossen sein, so dass der Rat, ein ehrbarer Mann, die Gemeinde in der Stadt und die Bauernschaft einen Schlüssel hat.[...] Die zehn Vorsteher haben die Geistlichen zu versorgen, den Kirchner, einen Schulmeister für die jungen Knaben zu berufen. Eine ehrliche betagte Weibsperson soll mit einem Jahrgelde und entl. Vor-

Zentrales Merkmal der reformatorischen Schulen war ein geradezu exzessiver Musikunterricht; noch heute übersteigt in Sachsen die Zahl der ehrenamtlich geleisteten Chor- und Kurrendestunden die der professionellen Musikausübung um ein Vielfaches.

Andererseits gewannen mit dem musikzentrierten Luthertum die schon zuvor belegten Stadtpfeiffer (u.a. Augsburg 1388, Leipzig 1479) immer mehr an Bedeutung ("umb der Musica willen und gemeiner Stadt zur Ziehr", Dresden 1572). Über die Jahrhunderte sollten sich daraus die städtischen Orchester und später die städtischen Theater entwickeln. Die ungemein dichte Theater- und Orchesterlandschaft in kommunaler Trägerschaft war dann nach 1990 die zentrale Herausforderung, die zur Etablierung der sächsischen Kulturräume führen sollte.

So wie nach 1517 die Grundidee eines Neuen Menschen (nämlich die Realisierung eines allgemeinen Priestertums durch einen jeglichen Gläubigen) die Gesellschaftsstruktur Sachsens verändert hatte, war nach 1945 mit der Machtübernahme durch die Rote Armee noch einmal die Grundidee eines Neuen Menschen Grundlage von Kulturpolitik geworden. Diesmal des im Kollektiv zum Sozialismus Strebenden. Sie führte zu einer ganzen Reihe von Neugründungen (u.a. Orchester Riesa, Aue). Auf Verwaltungsebene führte die Abschaffung der Kommunalfreiheiten als *aliud* gegenüber dem Staat (heute Art 28 GG, Art 82 SächsV) und die Einführung eines tief gegliederten Staatsaufbaus zur Chance einer Hochzoning gemeindlicher Verantwortung auf Gemeindeverbandsebene (wenn man die Kreise der DDR denn so nennen will). Damit war eine Angleichung von Nutzern und Träger von Kultureinrichtungen bereits erreicht (die in der Westrepublik mit Blick der Gemeindeautonomie nur in Ausnahmefällen vollzogen wurde). An dieser Hochzoning konnte nach 1990 das Kulturraumgesetz anknüpfen (siehe dazu unten). Entscheidend für letzteres waren die Führungspersonen der nun wieder autokephal gewordenen Landkreise – eine ganze Reihe der 48 Landräte hatten sich zuvor kirchengemeindlich engagiert und konnten sich erstens ein Leben ohne Buch, Gesang und Spiel kaum vorstellen (ganz anders als manche Westbeamte in den Regierungspräsidien mit dem Feindbild „Kultur als freiwilliger Aufgabe“, das in grober Gesetzesverletzung bis heute kursiert). Zweitens waren sie mit dem Aufbau solidarischer Strukturen engstens vertraut.

Die Kulturpolitik der sächsischen Kommunen wird vom Freistaat vor allem in ihren Strukturen gestützt und durch die Erhebung der Kulturpflege zur kommunalen Pflichtaufgabe (§ 2, Abs. 1 SächsKRG) substantiiert. Ihre Alimentierung aber durch sächsische Staatsmittel ist kaum größer als der Solidaritätsbeitrag der Kommunen untereinander durch den Vorwegabzug von ursprünglich genau 1% aus dem Kommunalen Finanzausgleich. Auf Landesebene haben wir es daher überwiegend mit einer strategischen Unterstützungsleistung zu tun.

Die weiteren Staatsleistungen durch die Landesstelle für Museumswesen sowie gewisse Projekt- sowie Investitionsmittel sind in allen Einzelvorhaben wichtig, bilden aber keine Abweichung vom Grundsatz der Subsidiarität, sprich: einer Staatssolidarität für die Eigenanstrengung der kommunalen Ebene.

rate versehen werden. Sie soll die jungen Mägdlein unter 12 Jahren in rechter christl. Zucht, Ehre, Tugend unterweisen deutsch schreiben und lesen lehren, Besorgung d. Bauwesens d. geistl. Häuser. [...] Die 10 Vorsteher sollen vor versammelter Gemeinde die Rechnung vorlegen.“ Zitiert nach <http://www.leisnig.de/leisnig/content/10/11112006230357.asp>.

5.3 Zivilgesellschaft

Der neue Ministerpräsident Kurt Biedenkopf hatte die US-amerikanische Stiftungs- und Spendenpraxis im Blick, als er seinen Wissenschaftsminister Hans-Joachim Meyer auf den Leiter des Goethe-Institutes New York, Uwe Jürgen Ohlau, als möglichen Gründungsdirektor für eine Kulturstiftung des Freistaates Sachsen hinwies. Nach der bekannten These von Max Weber⁴³ hängen moderne Wirtschaftsformen und Philanthropie engstens zusammen. Biedenkopfs Idee war die eines Wiederanknüpfens an die sowohl reformatorischen wie jüdischen Köpfe ein Jahrhundert zuvor. Sie hatten Sachsens Wirtschafts-, Kunst- und Gesellschaftsleben auf die bekannten Höhen geführt. Kunsthütte Chemnitz 1860, Gewerbehausorchester Dresden 1870 (die spätere Philharmonie), Bau des Alberttheater Dresden 1873 etc. wurden ebenso durch Einzelpersonlichkeiten gegründet wie dies auch aus dem älteren Namen Gewandhausorchester in Leipzig resultiert. Ihre Kommunalisierung bzw. spätere Verstaatlichung trug weder diesen Impulsen das 20. Jahrhundert über hinreichend Rechnung, noch dem Umstand, daß ein Gemeinwesen Motoren braucht,.

Auch wenn sich Biedenkopfs Gründungsgedanken in der eher allgemein gehaltenen Ausformulierung des Kulturstiftungsgesetzes 1993 nicht eigentlich niederschlugen, so hat doch die Arbeit der Kulturstiftung unter Uwe Jürgen Ohlau die Ertüchtigung der Kunstförderung durch Unternehmen zu einem Schwerpunkt der Stiftungstätigkeit werden lassen. Dieser ergänzt die beiden anderen Säulen staatlich-sächsischer Kulturförderung überzeugend.

Bezogen aber auf unser Thema der nicht-metropolitanen Räume: Leistet der Freistaat Sachsen mit seiner Kulturstiftung dafür bereits Impulse? Eine Analyse der Förderjahre 2007 – 2011 liefert ernüchternden Aufschluß: bei der Einwohnerwichtung ergibt sich ein Faktor von 7 zu 1. Was wäre die kulturpolitische Folgerung aus dem Befund, daß bei der Kulturstiftung die Resilienzstärkung des extra-metropolitanen Raums nicht im Fokus der Aufmerksamkeit gestanden hat?

⁴³ Max Weber: *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, Vortrag 1897, Publikation 1904/05. Kritisch zur gängigen Rezeption Peter Hersche: *Muße und Verschwendung. Europäische Gesellschaft und Kultur im Barockzeitalter*, Freiburg 2006.

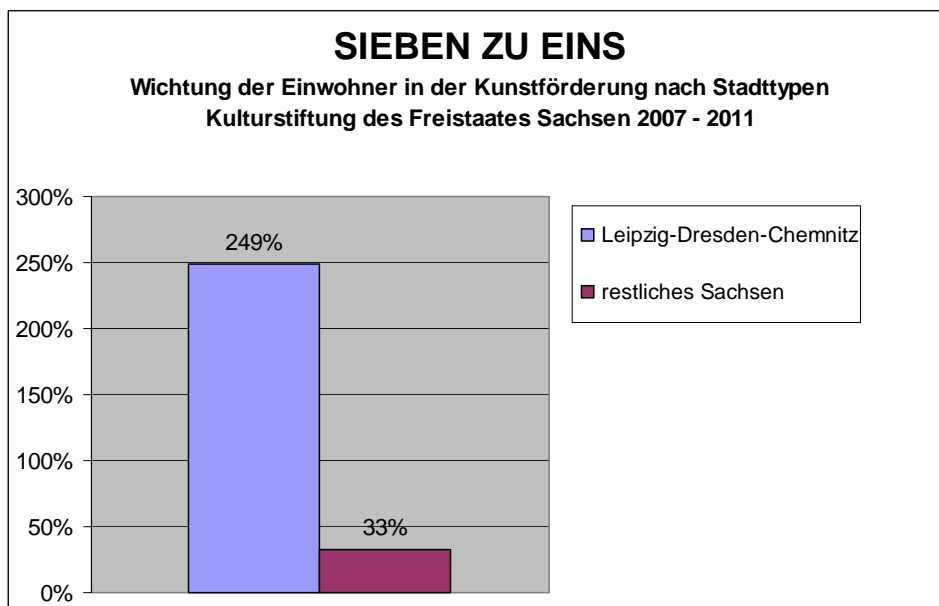


Abb. 27: SIEBEN ZU EINS. Wichtung der Einwohner in der Kunstförderung nach Stadttypen Kulturstiftung des Freistaates Sachsen 2007 - 2011. Quelle: Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen.

Bei der gleichen Kulturstiftung läßt sich eine extreme Korrelation zwischen Mittelverteilung und Gremienzusammensetzung beobachten. Sie hängt wesentlich mit der unzureichenden Verbundenheit des extra-metropolitanen Raums mit dem Vernissagediskurs und dem Premierenfeiergeplaudere zusammen – ohne Zugang zu den gerade modischen Schlagworten gibt es in Wissenschaft und Kunst nur geringe Erfolgchancen bei Gremienbeschickungen und Antragsstellerei.

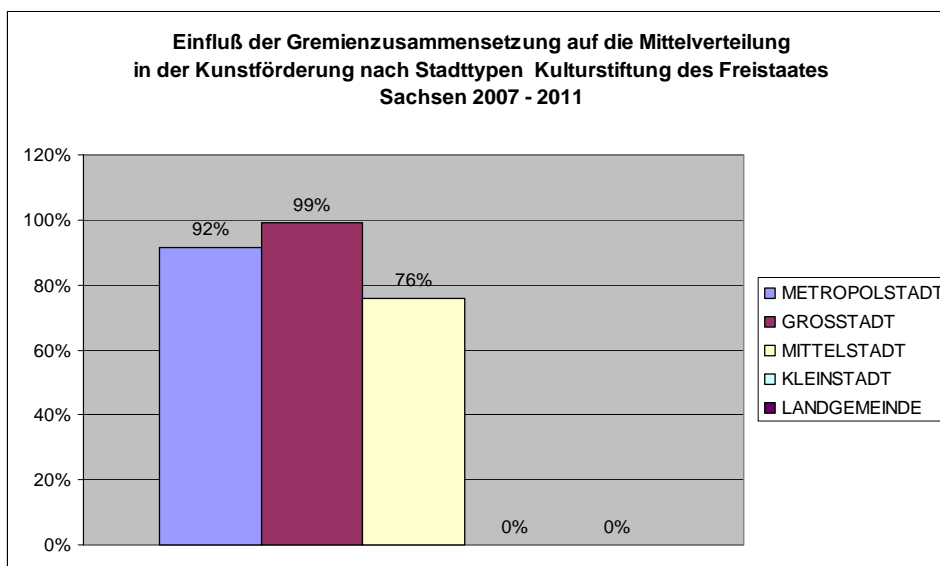


Abb. 28: Einfluß der Gremienzusammensetzung auf die Mittelverteilung in der Kunstförderung nach Stadttypen Kulturstiftung des Freistaates Sachsen 2007 - 2011. Quelle: Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen.

6. Sachsens Kulturräume

Sachsens Geschichte der letzten fünfhundert Jahre kann wesentlich gelesen werden als Geschichte seines kulturellen Reichtums, der als Quelle für sozialen und materiellen Reichtum diente. Im Sinne der Armutdefinition⁴⁴ der Europäischen Gemeinschaften wirkten Staat, Kommunen und Zivilgesellschaft zusammen bei der Ertüchtigung möglichst breiter Bevölkerungsschichten zur Dechiffrierung metaphernbasierter komplexer Systeme. Auch wenn valide Studien hierzu noch fehlen, läßt sich doch vermuten, daß der gesellschaftliche und wirtschaftliche Reichtum Sachsens, der sich gegenwärtig wieder entwickelt, jenseits technischer Logik zu entscheidenden Teilen auf seiner Kunst- und Kulturszene basiert. Karl-Siegbert Rehberg betont die Notwendigkeit, „Risikokapital für kulturelle Innovationen, auch auf dem Lande“, zu untersuchen.⁴⁵

Um allen Kommunen, gerade auch jenen außerhalb der Verdichtungsräume, die Möglichkeit einer eigengestalteten Wiederanknüpfung an diese Traditionslinie zu bieten, haben sich sämtliche sächsischen Gemeinde und Gemeindeverbände im April 1993 zu einer singulären Solidaritätsleistung entschlossen und der sächsischen Staatsregierung die Bildung von Kulturräumen⁴⁶ vorgeschlagen. Das daraus entstandene Gesetz über die Kulturräume in Sachsen (Sächsisches Kulturraumgesetz – SächsKRG) ist bis heute ein bundes- und europaweites Unikat in der Frage einer Finanzgerechtigkeit für regional bedeutsame Kultureinrichtungen und -vorhaben auf strikt kommunaler Entscheidungsgrundlage. Im Schlußbericht der Enquete-Kommission „Kultur in Deutschland“ des Deutschen Bundestages vom 11.12.2007 heißt es zwar auf S. 142 unter (C) Handlungsempfehlungen: „Die Enquete-Kommission empfiehlt den Ländern, Kulturräume zu schaffen, um die Lasten der Kulturfinanzierung zwischen städtischen Zentren und ländlichen Umlandgemeinden gerecht zu verteilen und Synergieeffekte zu erzielen.“ Die anderen Flächenländer tun sich jedoch bis heute schwer, eine Lösung für diese Probleme zu finden, die sich ihnen an sich mit gleicher oder sogar höherer Dringlichkeit stellen.

Das Kulturraumgesetz wurde in den Jahren 1992-95 wesentlich durch das Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen bzw. seine Vorgängerinstitutionen konzipiert, durchgesetzt und umgesetzt. Verabschiedet am 17.12.1993 und veröffentlicht am 20.01.1994 (SächsGVBl. S. 175), trat es formal zum 01.08.1994 in Kraft, zeitgleich mit der Kreisgebietsreform. Faktisch trat es mit den Zuweisungsbescheiden vom 30.06.1995 für das Haushaltsjahr 1995 in Kraft. Der Kulturraumzuschuss wurde per 01.08.2008 zeitgleich mit der zweiten Kreisgebietsreform geändert; die aktuell gültige Fassung des Gesetzes datiert vom 15.12.2010. Gegenüber der ersten Fassung wurde es entfristet, die Musikschulförderung integriert und das Finanzvolumen von ursprünglich DM 150 Mio. moderat erhöht. In der Sache jedoch ist das SächsKRG in seinen Strukturen und Mechanismen stabil geblieben. Die Nachhaltigkeit des Erstkonzeptes erklärt sich wesentlich

⁴⁴ Siehe oben. 85/8/EWG: *Beschluß des Rates vom 19. Dezember 1984 über gezielte Maßnahmen zur Bekämpfung der Armut auf Gemeinschaftsebene*. Amtsblatt Nr. L 002 vom 03/01/1985 S. 0024 – 0025.

⁴⁵ Mail Rehberg an Vogt 17.10.2013.

durch die intensive wissenschaftsbasierte Analyse, die *ex ante* der Konzeptionsherausbildung vorangegangen war.

In seiner 1993 verabschiedeten Form klammert das SächsKRG (anders als von der Enquete-Kommission interpretiert) das Problem der Beziehungen zwischen den drei sächsischen Metropolen Chemnitz, Dresden und Leipzig mit ihrem jeweiligen Umland bewußt aus. Das Gesetz stipuliert einerseits drei urbane Kulturräume. In ihnen wohnen ca. 1/3 der sächsischen Bürger, sie erhalten ca. 2/3 der Kulturraumzuwendungen. Ihnen stehen andererseits ländliche Kulturräume gegenüber mit ca. 2/3 der sächsischen Bürger und ca. 1/3 der Kulturraumzuwendungen. Diese direkt aus dem unterschiedlichen Kulturaufwand abgeleitete Verteilung trägt dem doppelten Anspruch der Metropolenkultur, sowohl in die Region hinein wie über die Region hinaus zu wirken, Rechnung. Gleichzeitig können dadurch Sachsens Mittelstädte in Theater-, Konzert-, Museums-, Bibliothekswesen und all den anderen Sparten eine Funktion für ihre eigenen Bürger und für ihr jeweiliges Umland entfalten.

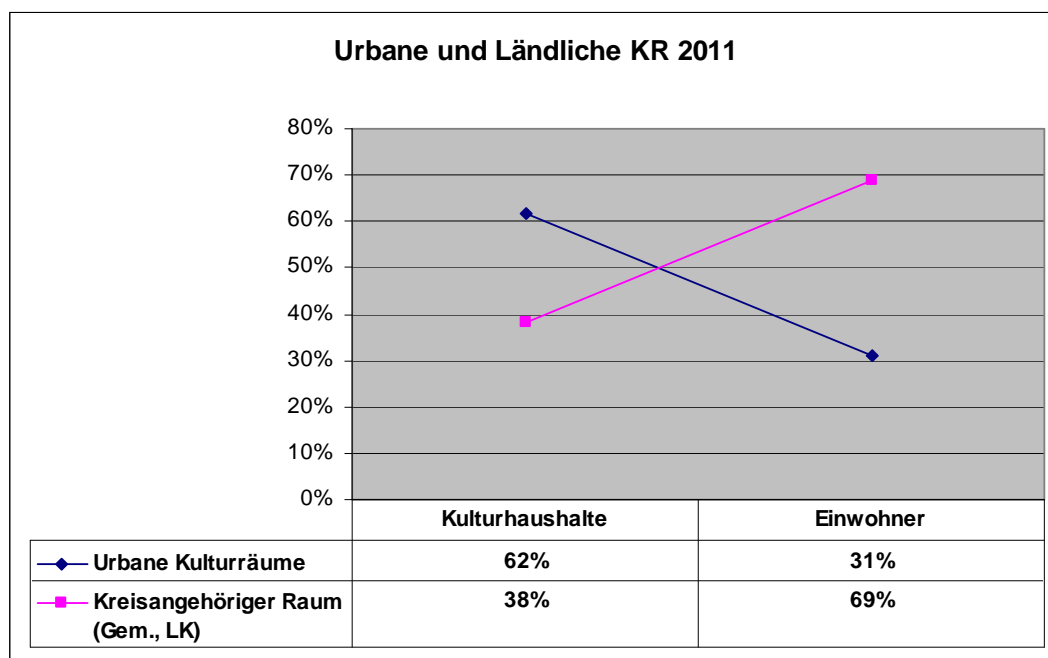


Abb. 29: Kulturhaushalte und Einwohner der urbanen und der ländlichen Kulturräume in Sachsen 2011.

Quelle: Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen.

Eine Kulturstatistik als Grundlage kulturpolitischer Entscheidungsfindung existiert in Sachsen derzeit nicht. Sie wurde einmalig für das Jahr 1995 vom Unterzeichneten erstellt⁴⁷ und später nicht weitergeführt. Auf der Landesebene werden hierfür (in sich durchaus konsistente) rechtli-

⁴⁶ Vogt, Matthias Theodor (Hrsg.): *Kulturräume in Sachsen, eine Dokumentation. Mit einer photographischen Annäherung von Bertram Kober und dem Rechtsgutachten von Fritz Ossenbühl*. Kulturelle Infrastruktur Band I, Universitätsverlag Leipzig, 1. Aufl. 1994, 2. erw. Aufl. 1996 [1996e], 3. Aufl. 1997 [1997h].

⁴⁷ Publiziert in der 3. Auflage von Vogt, Matthias Theodor (Hrsg.): *Kulturräume in Sachsen, eine Dokumentation. Mit einer photographischen Annäherung von Bertram Kober und dem Rechtsgutachten von Fritz Ossenbühl*. Herausgeber. Kulturelle Infrastruktur Band I, Universitätsverlag Leipzig, 3. Aufl. 1997.

che Gründe vorgebracht. Das Sächsische Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst teilte am 4.11.2013 auf eine Nachfrage zu aktuellen Daten für die Kulturräume mit:

Die von Ihnen erbetenen Angaben liegen im SMWK nicht vor. Das hat verschiedene Gründe:

- Bei der regionalen Kulturpflege handelt es sich um kommunale Selbstverwaltungsangelegenheiten (des Kulturraums). Die von Ihnen angesprochenen Zahlen werden für die Arbeit des SMWK nicht benötigt. Es ist das Ziel, Datenerhebungen des Freistaates auf das unbedingt notwendige Maß zu beschränken (Vermeiden unnötiger Bürokratie; außerdem Vermeiden weiterer statistischer Erhebungen neben denen des Statistischen Landesamtes).
- Für die fünf ländlichen Kulturräume liegen zwar im SMWK immerhin die Förderlisten vor. Dabei handelt es sich jedoch um bloße Planangaben; die Maßnahmen sind zum Teil auch nicht ausfinanziert. Damit sind diese Zahlen für Ihren Zweck nicht belastbar/aussagekräftig. Aus den Förderlisten haben wir auch keine Übersichten aggregiert.
- Daten zu den städtischen Kulturräumen sind ohnehin nicht im SMWK vorhanden (andere rechtliche/organisatorische Ausgangslage).

Ich gehe davon aus, dass die von Ihnen angefragten Daten auch im Statistischen Landesamt nicht verfügbar sind. Gegebenenfalls müssten Sie sich also direkt an die Kulturräume wenden. Hinweisen kann ich für den Theaterbereich lediglich auf die jährlich erscheinende Theaterstatistik des Deutschen Bühnenvereins, die üblicherweise im Theaterbereich für Auswertungen zugrunde gelegt wird.

Beim Statistischen Landesamt wiederum liegen Daten zu den Haushaltsanteilen Kultur bei Freistaat und Kommunen vor. Dies aber ist lediglich ein Einzelbeitrag zum Kulturfinanzbericht von Bund und Ländern; er spiegelt nicht den tatsächlichen Aufwand für die öffentlich getragenen bzw. mitfinanzierten Kunst- und Kultureinrichtungen wieder, den Bürger, Unternehmen und öffentliche Hand ihnen angedeihen lassen. Dieser wiederum ist der Sockel für den ungleich höheren privatwirtschaftlichen Aufwand Kunst und Kultur, die sog. Kulturwirtschaft. Diese ist ihrerseits Sockel für die auf EU- und Nationalebene vielbeschworene Kreativwirtschaft, die zwingend auf die künstlerischen Hochschule und eben den Kunstbetrieb angewiesen ist.⁴⁸ Volkswirtschaftlich gefaßt: *no funds, no fun*.

Für die laufende Legislaturperiode gilt, daß der Freistaat Sachsen seiner ‚national-ökonomischen‘ Landesgesamtverantwortung in den Ressorts Krankenhauswesen, Verkehrsaufkommen, Kriminalität etc. etc. angemessen nachkommt, indem er, unabhängig von der jeweiligen Trägerschaft, Daten für eine nachhaltige Landesgesamtstrategie erhebt, publiziert und diskutiert.

Für den Kulturbereich läßt sich immerhin fallweise empirisch einiges ermitteln. Dankenswerterweise haben in Vorbereitung der Tagung „Verödung? Kulturpolitische Gegenstrategien“ die beiden Kulturräume Oberlausitz-Niederschlesien und Landeshauptstadt Dresden Daten für 2011 zur Verfügung gestellt. An diesen beiden Räumen läßt sich unter anderem zeigen, in welchem Verhältnis der Gesamtaufwand der Einrichtungen und Projekte zur Einwohnerzahl stehen. In der Oberlausitz entfallen auf knapp 600.000 Einwohner 50,5 Mio EUR, das entspricht 86 EUR pro Kopf. In Dresden entfallen auf die gut 500.000 Einwohner 102,8 Mio EUR, das entspricht

⁴⁸ Vgl. zu Problemen der Kulturstatistik Vogt, Matthias Theodor: *Was ist Kulturpolitik?* In: Emil Orzechowski et al. (Hrsg.): *Culture management. Kulturmanagement. Zarządzanie kulturą* Vol. III (3), Krakau 2010. S. 113-136.[online: <http://kultur.org/Doi101696/vogt-2010m.pdf>].

198 EUR pro Kopf nur für die kommunalen Einrichtungen. (Hinzu kommen in Dresden die freistaatlichen Einrichtungen, an deren Aufwand die Kommune sich mit weiteren rund 8 Mio EUR beteiligt). In beiden Kulturräume schlagen die personalaufwendigen Darstellenden Künste Musik, Theater, Tanz mit 51% zu Buche. Die bei der Konzeption des Kulturraumgesetzes (Ausgangslage war die Theatersituation; die notwendige Erweiterung auf die Gesamtkultur war der Naumann-Kommission sehr bald klar geworden) angestrebte angemessene Beteiligung aller anderen Kunstsparten wird also umgesetzt.

KR OI-NSchl 2011
Gesamtausgaben der Sparten im Verhältnis
50,4 Mio EUR

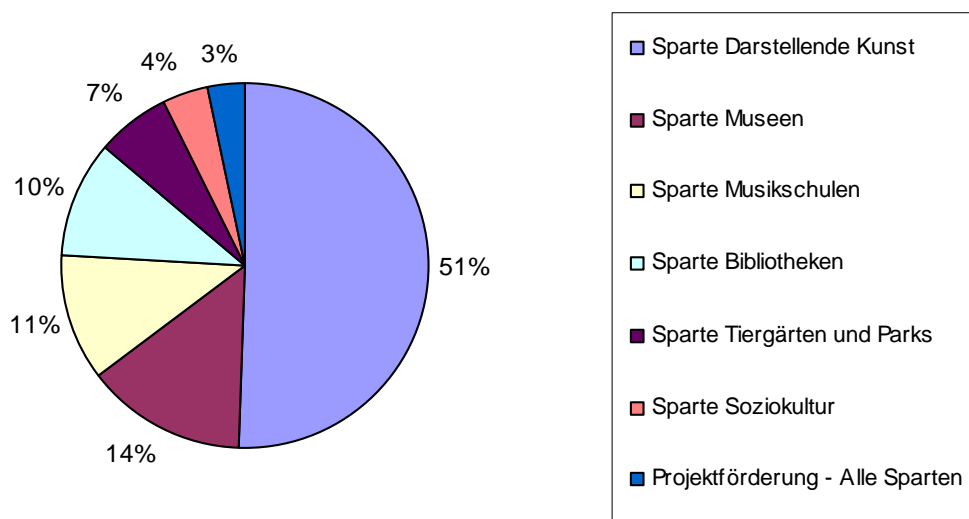


Abb. 30: KR OI-NSchl 2011. Gesamtausgaben der Sparten im Verhältnis. 50,4 Mio EUR.
 Quelle: Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen.

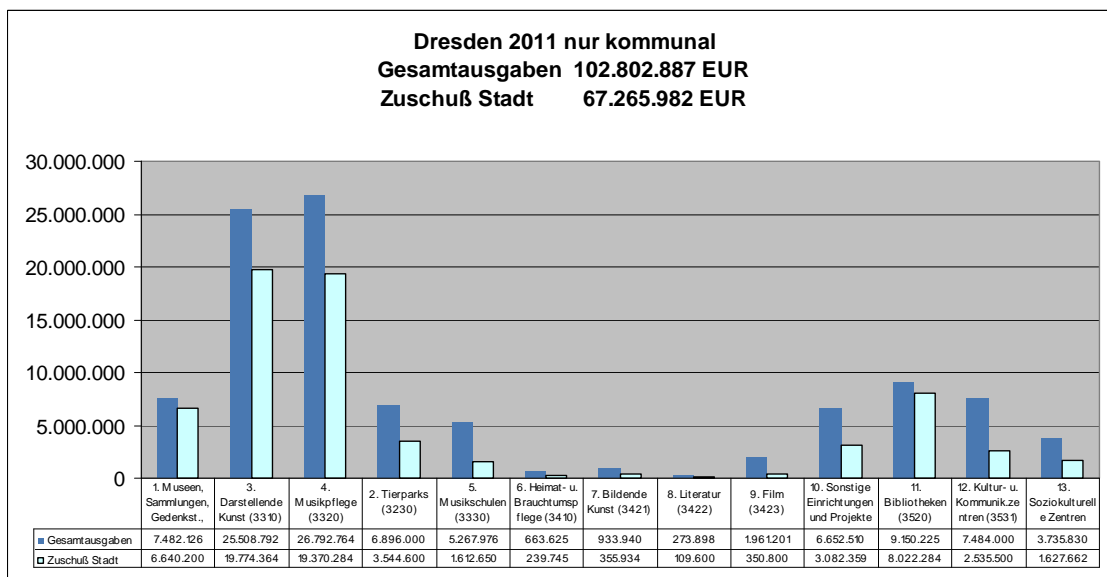


Abb. 31: Kultur in Dresden 2011 nur kommunal. Gesamtausgaben 102.802.887 EUR. Zuschuß Stadt 67.265.982 EUR. Quelle: Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen.

Der kommunale Anteil Kultur an den Gesamthaushalten der Gemeinden und Gemeindeverbände 2011 (dem derzeit letzten abgerechneten Haushaltsjahr) betrug nach Daten des Statistischen Landesamtes im Durchschnitt 5,1%. Bei den Kreisfreien Städten waren es 9,9%, bei den kreisangehörigen Gemeinden 3,2%. Zu den 2,5% der Landkreise ist der erhebliche Anteil der Kulturraumzweckverbände an den Zweckverbänden mit kameralistischer Haushaltsführung mit zu berücksichtigen; an der Gesamtsumme der Haushalte von Kreisen und Zweckverbänden hat die Kultur einen Anteil von 4,13%, was ein deutscher Spitzenwert ist (der Durchschnitt liegt bei weniger als der Hälfte hiervon).

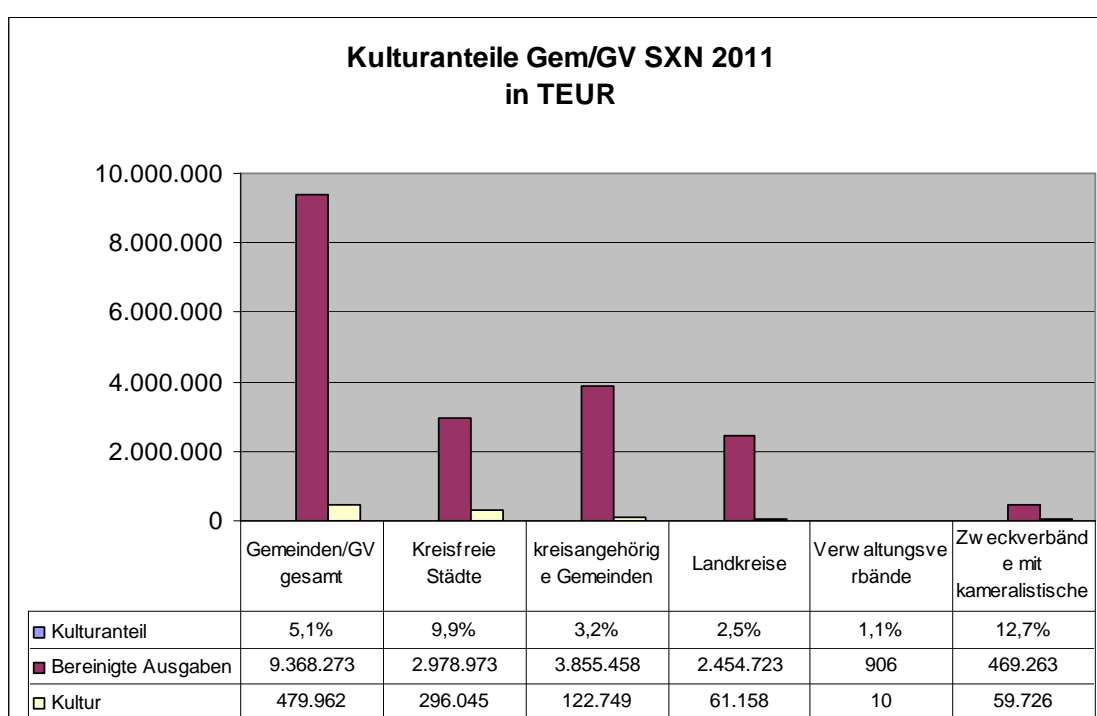


Abb. 32: Kulturanteile der Gemeinden und Gemeindeverbände in Sachsen 2011 in TEUR.

Quelle: Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen nach Daten des Statistischen Landesamtes Sachsen, Kamenz.

Versucht man nun sich einen Überblick über die Entwicklung in den Kulturräumen seit deren ersten vollen Haushaltsjahr 1995 zu verschaffen, ist als erstes die Entwicklung des Verbraucherpreisindex 1995 – 2011 zu berücksichtigen, der von 100 Zählern auf 127 Zähler stieg. Anders ausgedrückt, ist ein rechnerischer Euro von 1995 im Jahre 2011 nur noch 73 Cent wert.

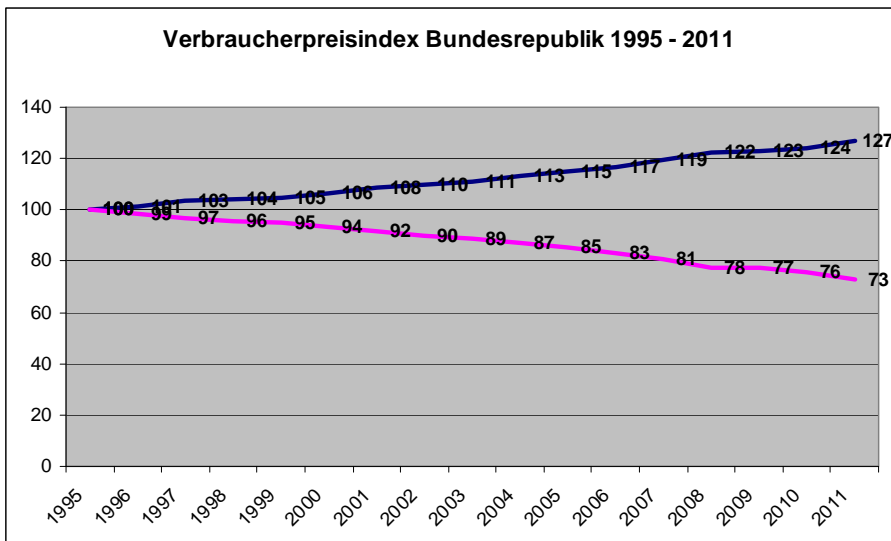


Abb. 33: Verbraucherpreisindex Bundesrepublik 1995 – 2011. Quelle: Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen nach Daten des Statistischen Bundesamtes Wiesbaden.

Angesichts des hohen Personalaufwandes im Kulturbereich kommt zusätzlich zur gesamtdeutschen Inflation verstärkend hinzu, daß durch die graduelle Anpassung der Lohnkosten Ost an die im Westen erhebliche Kostensteigerungen im Personalbereich zu verzeichnen sind. (Im allg. Tarifbereich 1995 – 2011 betrug die Ost-West-Anpassung 86% zu 96%; effektiv von 79% auf 83%. Die für den Kulturbereich geltenden Tarifnormen und tatsächlichen Veränderungen müßten en detail erfaßt werden, zumal nur teilweise die Westanpassung des Öffentl. Dienstes umgesetzt wurde).

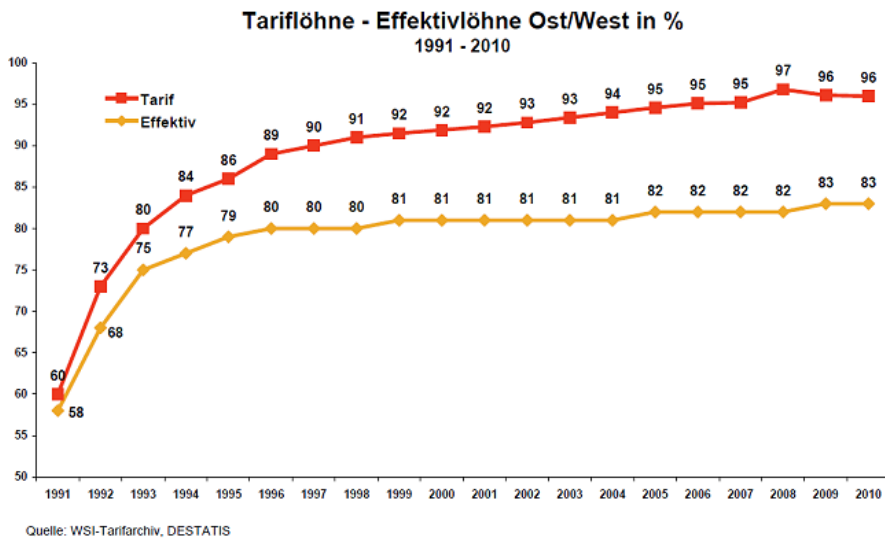


Abb. 34: Anpassung Tariflöhne und Effektivlöhne Ost/West in%. Quelle: Deutscher Gewerkschaftsbund Sachsen. <http://sachsen.dgb.de/%2B%2Bco%2B%2B65d26d36-45ce-11e1-6f6d-00188b4dc422/scaled/size/642>.

Dieser Verbraucherpreisindex sowie die Personalanpassung Ost korreliert nicht mit der ausgesprochen volatilen Entwicklung der Kommunalfinanzen im Zeitraum 1992 bis 2011. Diese ist geprägt durch einen strikten Konsolidierungskurs, insofern die Einnahmensteigerungen die

Ausgabensteigerungen stets übertroffen haben, also auf lange Sicht gewirtschaftet wurde. Das Einnahmehoch von 1995 mit 127 Zählern gemessen am Stand 1992 wurde aber seither nicht wieder erreicht. Nimmt man dagegen den niedrigen Stand von 2001 mit 90 Zählern als Bezugspunkt für die 115 Zähler von 2011, so konnte, bezogen nur auf diesen Zeitraum, eine Steigerung von 27% erreicht werden. Bezogen auf den Gesamtzeitraum ab 1992, eine Steigerung um 15 Zähler.

Abb. 2 Entwicklung der bereinigten Einnahmen und Ausgaben der Gemeinden/
Gemeindeverbände des Freistaates Sachsen 1992 bis 2011

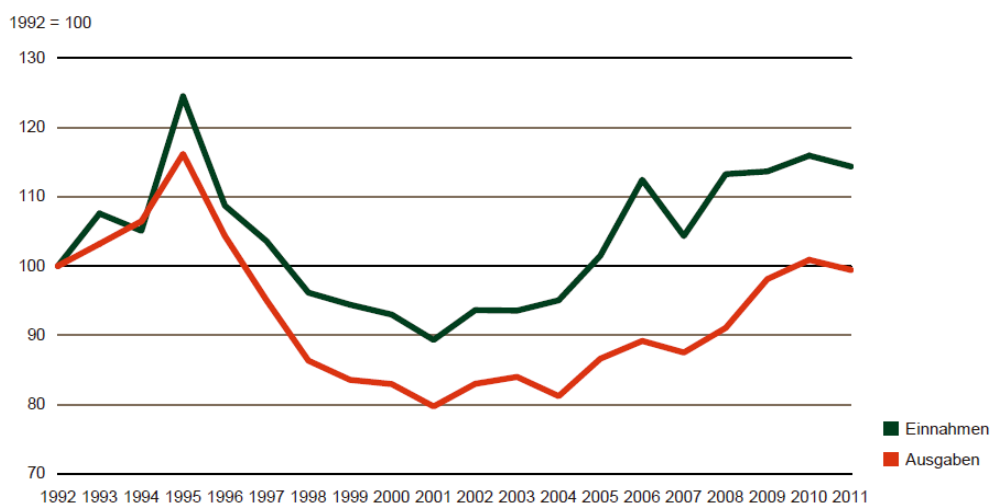


Abb. 35: Entwicklung der bereinigten Einnahmen und Ausgaben der Gemeinden/Gemeindeverbände des Freistaates Sachsen 1992 bis 2011. Quelle: Statistischer Bericht. Einnahmen und Ausgaben der öffentlichen Kommunalhaushalte des Freistaates Sachsen nach Aufgabenbereichen 2011. L II 3 – j/11. Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen, Kamenz 2013, S.5.

Ohne diesen Hintergrund wird die außerordentliche Kraftanstrengung der Kulturräume Sachsens 1995 zu 2011 nicht verständlich.

Da die Daten für 1995 verfügbar sind und für 2011 jedenfalls für den Kulturraum Oberlausitz-Niederschlesien zur Verfügung gestellt wurden, läßt sich der Aufwand 1995 dem von 2011 gegenüberstellen. Umgerechnet in Euro, sind die Zahlen für den Theater-, Bibliotheks- und Soziokulturbereich jeweils fast identisch. Anders ausgedrückt: ein Kostenzuwachs von 27% allg. Inflation zuzüglich der Tarifanpassung Ost/West wurde nicht an die Einrichtungen weitergegeben, sondern von diesen kompensiert, teils mit Erhöhung der Eigeneinnahmequoten, teils mit Haustarifverträgen (gegenwärtig im Theater Görlitz 19% im Mittel, teilweise waren es in Einzelfällen bis zu 30%), teils durch Personalabbau und andere Strukturmaßnahmen.

Am Bereich Projektförderung läßt sich die Drastik dieses Kurses ermessen – ausgerechnet dort, wo über institutionelle Rigiditäten hinaus und über tradierte Erwartungsnormen hinaus Initiativen der Bürger und insbesondere der Jungen gefördert werden sollen, haben sich die effektiv zur Verfügung stehenden Gelder mehr als halbiert. Mit einem Anteil von 3% bleibt der Projektanteil weit von der wünschenswerten⁴⁹ Marge 20% entfernt.

⁴⁹ Bündnis 90/Die Grünen im Sächsischen Landtag, 1994.

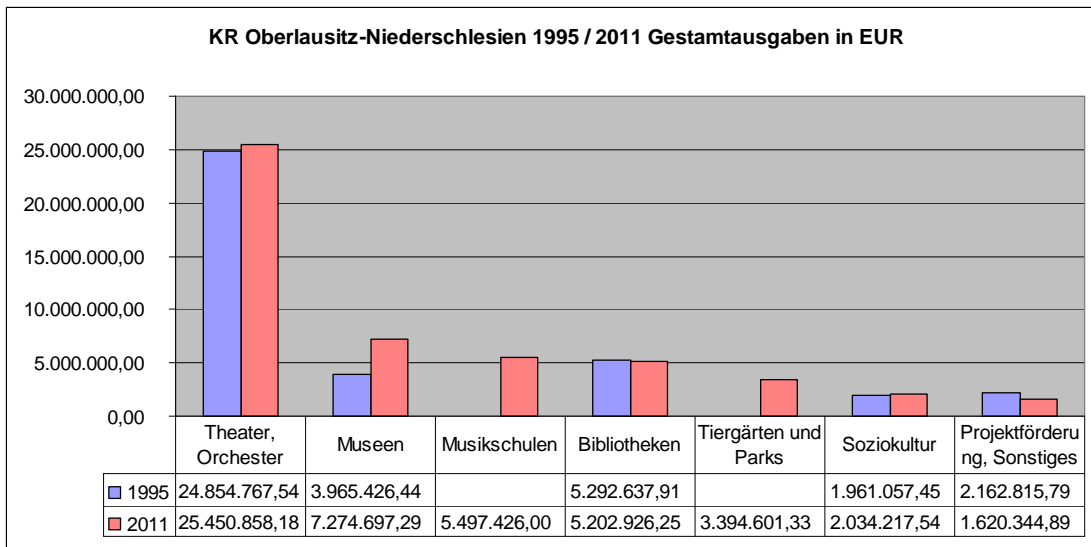


Abb. 36: Kulturraum Oberlausitz-Niederschlesien 1995 / 2011 Gestamtausgaben in EUR. Quelle: Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen nach Daten des Kulturraums.

Wie für alle politischen Handlungsfelder, gilt auch für die kulturelle Infrastruktur, daß sie im Kontext zu betrachten ist. Der Personalabbau in der Kultur korreliert mit einem allgemeinen Personalabbau der sächsischen Kommunen. Im einzelnen zu prüfen wäre, inwieweit der Kulturbereich einer überproportionalen Reduktion ausgesetzt wurde.

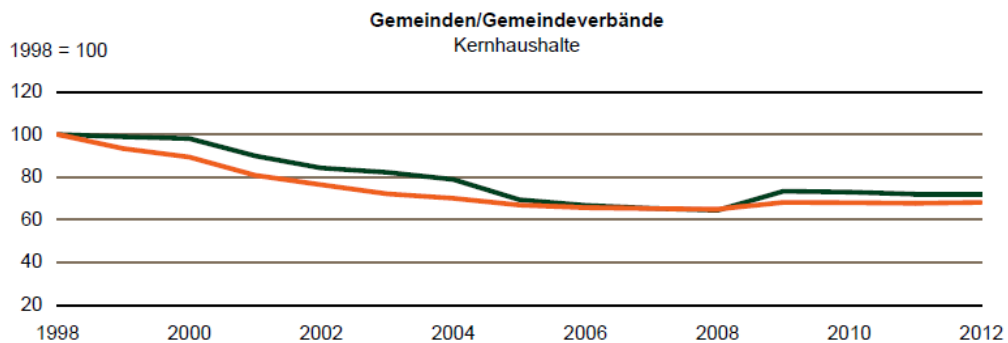


Abb. 37: Gemeinden/Gemeindeverbände. Entwicklung der Zahl der Beschäftigten im öffentlichen Dienst des Freistaates Sachsen seit 30. Juni 1998 bis 2012 nach ausgewählten Beschäftigungsbereichen und Geschlecht. NB: 2009 - Veränderungen im Personalstand auf Grund der zum 1. August 2008 vollzogenen Verwaltungsreform (Funktionalreform und Kreisgebietsneugliederung. Quelle: Statistisches Landesamt des Freistaates Sachsen - L III 2 - j/12.

Die hier geschilderte Entwicklung der Demographie und der Kommunalfinanzen einerseits, der Blick auf das Auslaufen des Solidarpaktes II 2019 mit seinen Ergänzungszuweisungen andererseits machen deutlich, daß die gesamtkommunale Kraftanstrengung Kulturräume in Sachsen in den kommenden Jahren in ihren Grundlagen bedroht ist.

Wenn Zuweisungen nach Bevölkerungszahlen erfolgen, Sachsens Landkreise aber immer mehr schrumpfen (Bevölkerung, Erwerbspersonenanteil, Haushalt) bei gleichzeitig steigendem Prokopfaufwand, wenn also die vorhandenen Schwierigkeiten sogar noch erhöht werden statt

durch ein Positiv-Handicap ausgeglichen zu werden, dann fehlt möglicherweise bald die Kraft für die eigensächsische Solidarleistung Kulturräume und damit für eine lebendige Kunst- und Kulturszene auch in der Fläche. Insofern läßt sich auf den ersten Blick vermuten, daß die demographischen Veränderungen auf eine Katastrophe für Kunst und Kultur hinauslaufen.

7. Katastrophe? *καταστροφή!*

Der Deutsche Kulturrat und das Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen mit ihren Partnern haben die Tagung „Verödung? Kulturpolitische Gegenstrategien“ unter die Leitfrage gestellt, ob die demographische Katastrophe eine neue Chance für Kunst und Kultur sei.

Nach Benseler und Schenkl⁵⁰ bedeutet das Lexem *καταστροφή* im Altgriechischen: (a) Wendepunkt, Wendung, Ausgang, Ausweg, Ende [des Lebens]; (b) *ion.* Unterwerfung, Unterjochung; (c) *poet.* Umsturz; (d) *im Drama.* Der Wendepunkt der Handlung, mit dem die Auflösung des geschürzten Knotens beginnt.

Könnten, um an der letzten Bedeutung von Katastrophe anzuknüpfen, Kunst und Kultur die regionale Resilienz Sachsens entscheidend stärken und so zu einem Wendepunkt (*καταστροφή*) in der Handlung *Sachsen 2030* führen?

Ausgangspunkt aller Kulturpolitik ist der erste Satz der Präambel der UNESCO (sinngemäß, da die offizielle deutsche Übersetzung dem englisch-französischen Original nicht gerecht wird: ‚Weil alle Kriege in der Vorstellung des Menschen entstehen, kommt es darauf an, auch für den Frieden einen gehegten Raum [fences] in der Vorstellung des Menschen zu errichten‘). Das wußte, lange vor der UNESCO, schon die frühe Sowjetunion. Sie schickte ihre Agitprop-Künstler in Rußlands (noch zu elektrifizierende) Weiten, um dort den „Neuen Menschen“ zu propagieren. Man wird mit gutem Grund die Kunst- und Künstlerförderung autoritärer Systeme als Propaganda klassifizieren, aber sieht man auch hier etwas nüchterner auf die Sachlage, stellt man fest, daß jedes politische System dazu tendiert, seine Grundüberzeugungen performativ zu extrapolieren. Im bundesrepublikanischen Viersäulenmodell von (a) Schulbildung, (b) Politischer Bildung, (c) den Medien und (d) der Kunstszene fällt, recht betrachtet, letzterer die Löwenlast zu. Sie nämlich transportiert in ihrem langen Entwicklungspfad die Grundannahme unserer freiheitlich-demokratische Grundordnung; die Grundannahme einer reflexiven Souveränität jedes einzelnen Bürgers (vgl. die Kunstentscheidungen des Bundesverfassungsgerichts).

Es sei daran erinnert, daß diese Souveränität des Bürgers ungeachtet seines Wohnortes zu wahren ist – Art. 72 Abs. 2 und Art. 103 Abs. 2 Zf. 3 Grundgesetz stipulieren wörtlich „gleichwertige Lebensverhältnisse“ als zentrale Leitvorstellung des Bundes und der Länder; Art. 107 Abs. 3 S. 1 stipuliert dieselbe sinngemäß.

Versucht man nun die Vorstellungswelt junger Menschen zum Thema „Metropole“ (*μητρόπολις* mit ä von *μήτηρ* mäter Mutter) zu fassen, so stellt man fest, daß sich die Wortbedeutung seit der Antike um 180° gedreht hat. Waren Mütter-Städte im alten Griechenland jene, die ihre überzähligen jungen Männer in Boote setzten um Kolonien zu begründen, so sind

⁵⁰ Benseler, Schenkl: *Griechisch-deutsches Schulwörterbuch*. Leipzig 1900, S. 438

Metropolen heute Maßstab-Städte (vgl. μέτρον mit e von metron Maß) geworden, an denen sich Denken und sinnliche Erfahrung der Jungen messen. Das hat einerseits objektive Gründe. Unsere Arbeitswelt wird Jahr für Jahr ein Stückchen komplexer, der Mechaniker ist abgeschafft und durch den Mechatroniker ersetzt; ein Storno an der Registrierkasse des Supermarkts ist eine intellektuelle Herausforderung; Arbeitsplätze für Ungelernte sind durch „effizientere“ Automaten ersetzt. Je mehr Menschen nach Abitur und Hochschulausbildung und einem hochkomplexen Berufseinsatz streben (in Finnland 80% der Kohorten), desto mehr sind sie auf die feine Verästelung der Arbeitswelten angewiesen, wie sie für die Zusammenballung vieler typisch sind.

Der Fordismus des 19. Jahrhunderts mit seinen Fließbändern konnte durchaus in die vielen Täler Sachsens oder Böhmens oder der Steiermark ziehen. Börsennotierung und Kreativindustrie mit ihrem Kommunikations hunger dagegen sind nach geltender Ansicht auf die City of London verwiesen. Dies wiederum hat Konsequenzen für den Heiratsmarkt: die Chance, einen Partner mit ähnlichen Interessen und mindestens gleicher Qualifikation zu treffen, ist, wie der Name schon sagt, in der „Agglomeration“ höher. Was allerdings den Chinesen ihr männliches Königskind, das zur Abtötung ganzer Generation von weiblichen Föten geführt hat und damit zur Dysbalance zwischen den Geschlechtern, ist, wie man hört und nur *cum grano salis* auszusprechen wagen darf, den Polen die bestens ausgebildete junge Frau in der Hauptstadt Warschau. Ehrgeizig und energisch erwarb sie gleich zwei Mastertitel, überflügelte ihre männlichen Rivalen mit links und steht nun vor einem leeren Heiratsmarkt.⁵¹ Leicht war die Partnersuche im nicht-virtuellen Bereich allerdings noch nie. Umgekehrt hat das Internet, ungeachtet aller Breitbandversprechungen⁵² der jeweiligen Koalition, seine Arbeitsplatz-Ubiquitäten noch keineswegs eingelöst, seine Freizeit-Ubiquitäten dagegen durchaus.

Das eigentliche Problem der nicht-metropolitanen Räume ist ein mentales. Niemand möchte, daß ein anderer glaubt, er oder sie würde in einem „Kaff“⁵³ wohnen (von rotwelsch *gām*, mittelalterlich und bis heute im Niederdeutschen „ein Nichts“; umgangssprachlich schwingt wohl die ferne Provinz Kaffa in Äthiopien bzw. der Burenausdruck Kaffer mit). Der vormalige Görlitzer Schüler Arno Schmidt formulierte 1960 in „KAFF oder Mare Crisium“, im Meer der Krisen: „n anschändijer Mensch kann wieder mal nur Emigrant sein, **oder** Jakobiner!“. Einem Kaff mit funktionierender Sozialkontrolle, die einen Fehltritt bis zum Lebensende nicht verzeiht – kann man sich dem als Moderner anders als durch Flucht entziehen (vgl. Schmidts Notiz zum Schicksal seiner Mutter: „meine ganze Jugend während der Laubaner Jahre vergiftet“)? Einem Kaff mit einheitlicher Sozialordnung ohne Pluralität der Lebensstile und ohne Würdigung von Abweichungen (mit Schmidt zu sprechen: „Uns allen wird einmal die Hölle leicht werden, denn wir haben bei Greiff [in Greiffenberg] gearbeitet“)? Wie soll man sich als junger Mensch in einem Kaff wohlfühlen, dessen *after work*-Angebote auf ein gutbürgerliches *best age*-Publikum und älter zielen?

⁵¹ Ich danke für den Hinweis Frau M., Warschau.

⁵² Vgl. www.zukunft-breitband.de/DE/breitbandatlas.html: „Der Breitbandatlas ist das zentrale Informationsmedium der Bundesregierung über die aktuelle Breitbandversorgungssituation von Privathaushalten in der Bundesrepublik“.

⁵³ Ich danke der Studentin Sarah Buch, vormals Marburg und heute Frankfurt (Main), für den terminologischen Hinweis.

Alle diese Perspektiven drehen sich zwar um, wenn nach Kindergartenplätzen und Raum für ein Eigenheim gesucht wird oder es um eine hochkonzentrierte Arbeit geht („Wichtig sind Ruhe und Disziplin. Es bringt nichts, sich die Nächte um die Ohren zu schlagen“, sagt [Ulrich] Erdmann [der von Görlitz aus mit seiner Software das gesamte Streckennetz der Deutschen Bahn AG kontrolliert.] Daher schätzt er Görlitz und die etwas abseits gelegene Villa.“⁵⁴)

Aber bis es soweit ist, hat die Junge Generation die Käffer schon hinter sich gelassen und denkt nicht daran, selbst monetär hochattraktive Jobangebote anzunehmen. Die Moderne und ein sich modern verstehender Mensch vertragen keine Provinzialität,⁵⁵ da beißt die Politik keinen Faden ab. Daß auch anderes gedacht werden kann, darauf hat Hans Magnus Enzensberger mit seinem Neuen Luxus (Raum, Ruhe, Atemluft etc.) hingewiesen;⁵⁶ allerdings im hohen Alter und von Schwabing aus. Die juristische Versorgung der bundesrepublikanischen Fläche mit ihren Amtsgerichten und Notariaten auf hohem Niveau stellt einen bedenkenswerten Positivstandard gegenüber dem fast ausschließlichen Trend zur Metropole akademisch Gebildeter dar.

Daß an manchen Stellen ein gewisses Umdenken zu beobachten ist, darauf verweist das Personalreferat der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz. Bei den Vikariatsbesetzungen laufen gegenwärtig die Mittelstädte den Metropolen den Rang ab; hier fühlen sich die Pfarranwärter sichtbarer und wirkkräftiger. Läßt sich daran anknüpfen?

7.1 Mittelstädte als Zugang

Mittelstadt ist in der Tat ein bislang in der Kulturpolitikforschung und -praxis unzureichend aufgegriffenes Stichwort.⁵⁷ Genau hier aber fängt eine feine, aber notwendige Differenzierung an. ‚Nicht-Verdichtungsraum‘ ist nicht gleich ‚Nicht-Verdichtungsraum‘ (um in der etwas obskuren Terminologie der sächsischen Landesplanung zu sprechen); die Fläche des Landkreises ist das eine, die Gemarkung der Kreisstadt ein anderes.

⁵⁴ Zit. nach: *Die ganze Bahn in einem Rechner. Seit fast zwanzig Jahren verwaltet Ulrich Erdmann mit seinem Team das Netz der Deutschen Bahn.* In: *Görlitz. Das Silicon-Valley an der Neiße.* Verlagsbeilage der Sächsischen Zeitung 14.12.2013.

⁵⁵ vgl. ausführlich zu Peripherizität und Provinzialität Vogt: *Ubi Leones - Peripherie in der Mitte Europas. Strategien der Kulturpolitik zur Überwindung von Grenze und Provinzialität.* In: Vogt et al. Hrsg.: *Die periphere Mitte Europas.* Schriften des Collegium PONTES II., Frankfurt am Main etc. 2009.

⁵⁶ Hans Magnus Enzensberger: *Der alte und der neue Luxus.* In: *Der Spiegel*, 16.12.1996.

⁵⁷ Dies hat die Mittelstadt im übrigen mit der Metropole gemeinsam: „In der Wissenschaft hat der Metropolenbegriff – im auffälligen Kontrast zu den zahlreichen Boomphasen des gesellschaftlichen Diskurses – bis heute ein eher bescheidenes Dasein gefristet.“ (Heinz Reif; *Metropolen. Geschichte, Begriffe, Methoden.* Technische Universität Berlin, Transatlantisches Graduiertenkolleg, CMS Working Paper Series | No. 001-2006 [on-line unter www.metropolitanstudies.de; 14.12.2013].- Zu einzelnen Aspekten der aktuellen Diskussion um den Mittelstadtbegriff sei verwiesen auf Brigitta Schmidt-Lauber (Hrsg.): *Mittelstadt. Urbanes Leben jenseits der Metropole.* Frankfurt am Main 2010, sowie auf das Forschungsprojekt „Mittelstädtische Urbanitäten. Ethnographische Stadtforschung in Wels [58.000 Einwohner] und Hildesheim [100.439 Einwohner im Oktober 2013]“, das sich am Institut für Europäische Ethnologie der Universität Wien „aus alltagskulturwissenschaftlicher Perspektive der ethnographischen Erforschung zweier zentraleuropäischer mittelgroßer Städte widmet“ (www.middletonurbanities.com).

Die Stadt Görlitz gilt unter Fachleuten als „schönste Stadt Deutschlands“ (G. Kiesow). Ihre 3.600 Einzeldenkmale sind überwiegend saniert und genutzt.⁵⁸ Der zweite Platz⁵⁹ bei der Kulturhauptstadtbewerbung 2010 hat zu einer positiven Aufmerksamkeit geführt, die eine kontinuierliche Steigerung der Touristenströme und eine gute Auslastung der Beherbergungsbetriebe ausgelöst hat. Der Verlust an Einwohnern ist tendenziell gestoppt („Die Stadt Görlitz hat nach Angaben des Rathauses im Oktober keine Einwohner verloren. So lebten Ende des Monats 54.910 Menschen in der Stadt, einen Monat zuvor waren es 61 weniger“).⁶⁰ Die Stadt hat sich insbesondere unter westdeutschen Rentnern zu einem beliebten Ansiedlungsziel entwickelt. Beides bedeutet jedoch noch nicht, daß sich ein stabiler Immobilienmarkt entwickelt hätte.

Zahlreiche Filme wurden hier in den letzten Jahren gedreht (die Berlinale 2014 wird mit dem in Görlitz gedrehten Film „The Grand Budapest Hotel“ von Wes Anderson eröffnet werden); medizinische Geräte werden für Afrika, Waggonen für zahlreiche S-Bahnen Deutschlands, Israel etc., Siemens-Dampfturbinen für die ganze Welt gefertigt. Insbesondere die IT-Branche, der Inbegriff von *Creative Industries*, wächst kontinuierlich.⁶¹

Für das urbane Klima von Görlitz⁶² mitentscheidend sind das eigene Musiktheater mit Orchester, Chor und Ballett, die teils hochkarätigen Museen und Bibliotheken, Straßentheater- und Jazzfestivals, zahlreiche Vereine. Hier kommt zum Tragen, was Bürgermeister Michael Wieler bei der Eröffnung der Tagung „Verödung?“ sagte: eine Stadt lebt von ihrem Gemeinschaftsgefühl (neudeutsch *strength of community*), die Bürger brauchen „Futter“ (Wieler) für ihr Zusammenkommen, und was würde sich dafür besser eignen als Themen und Formate der Kunst, um zu einer gemeinsamen Stadtkultur zu gelangen?

Die Central Academy of Fine Arts, Beijing, hat sich am 27.11.2013 bei ihrer Tagung „Arts & Brain: Arts Management Thinking“ [bzw. Re-Thinking] kritisch mit der Ökonomisierung des akademischen Kulturmanagements in den angelsächsischen Ländern auseinandergesetzt (vielleicht sollte man eher von einem sub-akademischen Kulturmanagement sprechen). Die Pekinger Fragestellung „How indeed could the core of creative industries – creativity – be enhanced?“⁶³ trifft insofern den Kern des Problems, als sie nach dem Dienst der Kunst an der Gesellschaft fragt und nicht umgekehrt.

Die Fragestellung einer kulturpolitikwissenschaftlichen Resilienzforschung muß daher lauten (und die Frage nach dem *cultural impact* in einen neuen Zusammenhang stellen): Ist eine lebendige Kunst- und Kulturszene ein nachhaltiger Resilienzfaktor? Wie sieht das im Vergleich der

⁵⁸ Vgl. Vogt, Matthias Theodor: *Remarks on the Situation of Cultural Heritage on the Saxonian Territory with Special Regard to the Situation at Görlitz*. International Workshop Protection and Preservation of Cultural Heritage on the Korean Peninsula. Freie Universität Berlin, Kunsthistorisches Institut, Abteilung Ostasien, November 14–15, 2013.

⁵⁹ Vgl. Vogt, Matthias Theodor: *Ist die Kulturhauptstadtbewerbung der Europastadt Görlitz-Zgorzelec erfolgreich gescheitert?* In: Musiktheater Oberlausitz/Niederschlesien und Kultur2020 (Hrsg.): *Evaluierung der Bewerbung von Görlitz-Zgorzelec um den Titel Kulturhauptstadt Europas 2010*. Redaktion: A. Mazur. Görlitz 2009. S. 87-96.

⁶⁰ Pressemitteilung der Stadtverwaltung Görlitz vom 26.11.2013; zitiert nach <http://www.sz-online.de/nachrichten/nachrichten-2717042.html>.

⁶¹ Vgl. *Görlitz. Das Silicon-Valley an der Neiße. Innovative Unternehmen stellen sich vor*. Verlagsbeilage der Sächsischen Zeitung 14.12.2013.

⁶² *Görlitz. Das Silicon-Valley an der Neiße*. Verlagsbeilage der Sächsischen Zeitung 14.12.2013.

⁶³ Text der Einladung an Kazuo Fujino, Kobe,

Mittelstädte mit den Metropolstädten einerseits, mit den Klein- und Landstädten und Landgemeinden andererseits aus? Hat die durch das Kulturraumgesetz in Sachsen ermöglichte kulturelle Infrastruktur im Zeitraum seit 1994 die Resilienzfaktoren positiv gestützt, wie das Beispiel Görlitz vermuten lassen könnte? Oder war die Förderung eventuell eher unerheblich? Wie läßt sich dies messen?

7.2 Ein methodischer Schlüssel

Methodisch ist die Bestimmung des Resilienz-Modulus anspruchsvoll. Noch einmal sei aus dem Rahmenpapier des Forschungsverbund „FitForChange“ zitiert:

Für das Bestreben aus dieser Dialektik von Wandel und Stabilität ein Forschungsprogramm zu formen, stellt sich ein doppeltes Problem: Wo genau liegen die Grenzen zwischen Resilienz durch das Festhalten an bestimmten Systemeigenschaften oder Verhaltensmustern und Resilienz durch elastisches Nachgeben sowie durch den Übergang zu neuen Organisations- und Verhaltensmustern? Um dies zu beantworten, benötigt man Kriterien sowie eine Definition von Beschreibungsebenen. Denn erst daraus ergibt sich, was man jeweils als systemische Einheit (Entität) betrachtet. Somit kommen schon auf der deskriptiven Ebene und erst recht bei den Schlussfolgerungen für das Handeln normative Komponenten ins Spiel.

Hier liegt für die bundesdeutsche Kulturdiskussion ein Schlüssel. Dieselbe ist zumindest teilweise gefangen in den ganz natürlichen Strukturerhaltungspräferenzen ihrer Lobbyisten. Damit kommt die dissipative Ordnung durch Schwankung nach Prigogine/Stengers (1990) nicht zum Tragen. Die Dialektik von Wandel und Stabilität ganzer Regionen dagegen verlangt nach einer anderen Perspektive, die dem Anspruch nach in der Lage und bereit sein muß, sich aus den Argumentationsmustern eines bestimmten Politikfeldes herauszulösen zugunsten eines übergreifenden Blicks. Wenn es im Koalitionsvertrag CDU-CSU-SPD vom 27.11.2013 aus Bundessicht heißt:

Der Analyse, dem Austausch und der Reflexion dienen eine verstärkte Kulturpolitikforschung und eine gegebenenfalls gesetzlich zu sichernde Kulturstatistik.

so kann dies nur als interdisziplinäre Aufgabe verstanden werden; im einsträngigen Singular sind die Kulturpolitikwissenschaften nicht zu haben.⁶⁴

Elemente eines solchen methodischen Verständnisses wurden zusammengetragen in der Anfang dieses Jahres vorgelegten Studie eines internationalen Wissenschaftlerkreis:

Matthias Theodor Vogt, Katarzyna Plebańczyk, Massimo Squillante, Irena Alperyte (editors): *Brain Gain through Culture? Researching the Development of Middle Size Cities in Poland, Lithuania, Italy, Hungary, Germany, and France. Proceedings of the International Study Week Görlitz 2012 and of the Students' Moot Court at the Landgericht Görlitz*. DOI 10.1696/KOL-2012. Görlitz 2013 [online http://kultur.org/images//brain_gain_2012_130226.pdf]

⁶⁴ Vgl. das Geleitwort von Stanislaw Tillich, Ministerpräsident des Freistaates Sachsen, zu: Vogt, Matthias Theodor unter Mitarbeit von Philipp Bormann, Andreas Bracher, Vladimir Kreck und Katarina Markovic-Stokes: *Serbski ludony ansambl | Sorbisches National-Ensemble*. Edition kulturelle Infrastruktur Band 1. Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main etc. 2009. S: 5-8.

Gerade kulturpolitikwissenschaftliche Resilienzforschung arbeitet nicht im luftleeren Raum, sondern vor dem Hintergrund zahlreicher Entwicklungszusammenhänge, die es zu verstehen und mitzuberücksichtigen gilt. Insofern ist Resilienzforschung in Teilen Evaluationsarbeit. Als *raison d'être* gilt für Evaluationsprozesse,⁶⁵ daß es – hier immer parallel für Region und Kultur – zu erfassen gilt:

- a) welches die ursprünglichen Zwecksetzungen einer zu bestimmenden Periode waren und ob sie erreicht wurden (und ein Zweck ist deutlich mehr als ein Ziel; mit Clausewitz zu sprechen: „Was will ich *mit* dem Krieg erreichen“ im Unterschied zu „Was will ich *im* Kriege erreichen“).
- b) ob die Maßnahmen (Input) zu einer Erreichung dieser Zwecke geführt haben;
- c) ob die Zwecke mit angemessenem Aufwand erreicht wurden;
- d) ob die erwarteten Wirkungen (Impact) sich eingestellt haben;
- e) ob Anlaß besteht, die Zwecksetzungen zu modifizieren und dementsprechend die Mechanismen zu ändern wären;
- f) welche intendierten und möglicherweise nicht intendierten, nur der wissenschaftlichen Analyse zugänglichen Nebenfolgen bestimmter Mittel oder Maßnahmen erkennbar sind. „Ulrich Beck hat ja von einer ‚reflexiven Modernisierung‘ gefordert, dass sie ihre Schwerpunkte der Betrachtung vor allem auf die ‚Nebenfolgen‘ richtet. So innovativ ist das allerdings nicht. Bereits in Max Webers Explikationen der ‚Zweckrationalität‘ – und Max Weber war ein guter Kenner der Schriften von Clausewitz – ist die Nebenfolgenproblematik hinreichend bedacht“ (Anton Sterbling).⁶⁶

7.3 Themen einer resilienzorientierten Untersuchung des *cultural impact*

Themen einer resilienzorientierten Untersuchung des *cultural impact* in ländlichen sowie in urbanen Räumen, insbesondere des *impacts* auf die Stabilisierung ihrer Eigenkräfte, wären u.a.

- auf der qualitativen Ebene zunächst die ursprünglichen Zwecksetzungen, die die betreffende Kulturlandschaft prägen. Auf der empirischen Ebene die Finanzentwicklung, sekundiert von den entsprechenden Daten der Kommunal Finanzen, Einwohnerentwicklung etc. Weiter wäre exemplarisch zu analysieren die Entwicklung der wesentlichen Einrichtungen, der Projektförderung, die künstlerischen Entwicklungen, der Verknüpfungen untereinander und nach außen. Schließlich die Entwicklung der Entscheidungsstrukturen und der Allokationen.
- die jungen Funktionsebenen und deren künstlerisch-kulturelle Präferenzen. Mit einer Panel-/Trendstudie ließen sich Veränderungen der Zusammensetzung der ländlichen Regionen (über einfache Soziodemografie hinausgehend), der kulturellen Orientierungen/Interessen

⁶⁵ Vgl. zur Literatur u.a. de Perrot, Anne-Catherine; Wodunig, Tina: *Evaluieren in der Kultur Warum, was, wann und wie? Ein Leitfaden für die Evaluation von kulturellen Projekten, Programmen, Strategien und Institutionen*. Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia und Migros-Kulturprozent: Zürich 2008; S.15f. Baecker, Dirk: *Zur Evaluation kultureller Projekte*, in: Zeitschrift für Evaluation 7, Heft 1, Saarbrücken 2008, S. 97-111. Birnkraut, Gesa: *Evaluation im Kulturbetrieb*. VS Verlag: Wiesbaden, 2011. Hennefeld, Vera: *Evaluation in Kultur und Kulturpolitik: Eine Bestandsaufnahme*. Waxmann: Münster 2013.

⁶⁶ Mail Sterbling an Vogt 06.12.2013.

der Bevölkerung sowie Lebensqualität und Mobilitätsbereitschaft messen; jeweils im Vergleich mit urbanen Regionen und möglichst (i.S. eines quasi-experimentellen Designs) mit einem anderen der deutschen Länder (Wolfgang Donsbach).

- die Akteurspotentiale Kultur. Vgl. dazu u.a. die Mittelstadt-Studien:

Matthias Theodor Vogt unter Mitwirkung von Isabell Ehrlicher, Amandine Laïk, Carolin Eisner, Ulf Großmann: *Kultur für Landsberg. Stärkung der Innenstadt durch Aufwertung der kulturellen Infrastruktur sowie Erhalt und Entwicklung der einschlägig genutzten Baudenkmäler*. Görlitz 2012. [415 Seiten] [online: <http://kultur.org/Doi101696/vogt-2012a.pdf>]

Matthias Theodor Vogt unter Mitwirkung von Isabell Ehrlicher, Amandine Laïk, Carolin Eisner, Ulf Großmann: *Altötting. Stärkung der kulturellen Infrastruktur als Beitrag zu einer aktiven Innenstadt*. Görlitz 2012. [266 Seiten] [online: <http://kultur.org/Doi101696/vogt-2012b.pdf>]

Matthias Theodor Vogt, Ulf Großmann: *Szenarien-Entwicklung in der Haushaltsplanung der Stadt Pforzheim für das Südwestdeutsche Kammerorchester Pforzheim*. Görlitz 2012. [334 Seiten] [online: <http://kultur.org/Doi101696/vogt-2012c.pdf>]

- die Frage der kulturellen Alphabetisierung im oben angesprochenen Sinne und ihres Zusammenhangs mit Wirtschafts- und Gesellschaftsentwicklung,⁶⁷
- die Vernetzung weicher und harter Faktoren in der Landesplanung und deren Instrumenten.

Sachsen und seine Kulturräume können dabei nicht isoliert betrachtet werden. Vor dem hier skizzierten Hintergrund sind Vergleiche mit der Entwicklung in den Nachbarländern Thüringen, Sachsen-Anhalt und Brandenburg sowie im weiteren europäischen und außereuropäischen Raum zu erstellen. Was sagt die Forschung in Japan,⁶⁸ in Bulgarien,⁶⁹ in anderen vom metropolitanen „Saugrüssel“ (Dittrich) bedrohten Regionen Europas? Wie läßt sich, um mit Hiroyuki Shimizu zu sprechen, ein resilient soziales System antagonistisch zur demographischen Veränderung zu schaffen? „Ländlich“ im Sinne des Enzenberger-Luxus lebt so mancher Sachse, aber „urban“ ist Kern des hiesigen Selbstverständnisses, nicht nur der Jungen, die mit Reise- und Gedankenfreiheit aufgewachsen sind. Ihr urbanes Moment wiederum ist Kern dessen, was wir kulturpolitisch unter Kunst verstehen.

Wenn wir unter einer Resilienz-Perspektive demographische Veränderungen und das urbane Moment von Kunst miteinander ins Verhältnis setzen, läßt sich dann eine politische Gegenstrategie für die nicht-metropolitanen Räume der Bundesrepublik oder sogar Europas konzipieren? Lassen sich Persönlichkeitsmerkmale wie Akzeptanz, Analysefähigkeit, Optimismus, Lösungsorientierung, Handlungsorientierung (Verantwortungsübernahme), Kontaktfreudigkeit (Netz-

⁶⁷ Christine Weiske verweist in diesem Zusammenhang auf die kohäsionsschaffende Arbeit der Kirchen für die Gemeinden und darüber hinaus (Mail Weiske an Vogt 10.12.2013).

⁶⁸ Vgl. das eben anlaufende Forschungsprojekt von Kazuo Fujino aus den Exzellenzmitteln der Universität Kobe.

⁶⁹ Vgl. Svetlana Hristova, Blagoevgrad University: *Imagining Europolis: Roles of Culture for a Sustainable Urban Future* (in Arbeit). Sie will u.a. untersuchen: Celebrating the City: cultural production, festivities, creative expressions; Making the city resilient: public arts and participative cultures in public spaces; Building Communities: socially engaged artistic/cultural projects.

werkorientierung) und Zukunftsorientierung auf einer regionalen Ebene zumindest bei ihren *driving actors* stärken? Kann Kunst, gerade weil sie für das urbane Moment steht, zur *καταστροφή*, zum Wendepunkt der Handlung im Drehbuch „Deutschland 2030“ werden? Können die Kulturpolitikwissenschaften den Ansatz der bayerischen FitForChange-Kollegen genuin erweitern?

Wie sieht ein kulturpolitikwissenschaftlicher Resilienz-Modulus aus? Wann erreichen Regionen ihren E-Punkt, wann bricht die Latte?

$$U_r = \frac{\sigma^2}{2E}$$

8. Zusammenfassung: Demographische Veränderungen und das urbane Moment von Kunst. Eine politische Gegenstrategie für die nicht-metropolitanen Räume der Bundesrepublik

Sollte man die demographischen Veränderungen außerhalb der Metropolen Europas als „Katastrophe“ bezeichnen? Die Frage stellen heißt noch nicht sie zu verneinen. Sie verhilft aber zu einer nüchternen Betrachtung auf unser von Bürgerkrieg, Krieg und Pestilenz seit Jahrzehnten freies Gemeinwesen, das sich in kleinen Schritten um Gerechtigkeiten bemüht.

Die Wirtschaft bezieht derzeit Stellung gegen die sogenannte Mütterrente aus der Koalitionsvereinbarung, mit der eine Gerechtigkeitslücke von 2003 gelindert wird. Sie gilt der kostbarsten Zukunftsinvestition unserer Gesellschaft, den Kindern, und kostet ein Viertelprozent des Nationaleinkommens; eine ähnliche Größenordnung wie die Gesamtaufwendungen von Ländern und Gemeinden für den Kulturstaat Deutschland. Dies sind die Dimensionen, um die ‚hart gerungen‘ wird.

Die in ganz Europa grassierende Flucht der Jungen, Mobilen und gut Ausgebildeten weg vom Land und hin zu den Metropolen (deren Funktion der Präsident der Dresdner Handwerkskammer Dittrich mit dem Bild des „Saugrüssels“ beschreibt)⁷⁰ ist ein massives Problem. Zu ihm haben europaweit Ministeriale noch kein schlüssiges Konzept vorgelegt, was nicht weiter verwundert, sitzen sie doch Land für Land im Zentrum der Zentren. Dabei macht ein Blick nach außen (beispielsweise nach Südkorea mit 43% der Bevölkerung in der Agglomeration Seoul, Tendenz steigend) deutlich, wie dringend es erforderlich ist, die sozialen Kosten einer raumbherrschenden und illiberalen, da Freiheiten raubenden Wirtschaftsordnung zu berechnen. So drängend und tatsächlich prioritär das Problem ist, hierfür Gegenstrategien zu entwickeln; gegenüber den vielen bellifizierten und um Ressourcen ringenden Teilen unserer Welt sind Europas demographische Veränderungen des *weniger – älter – konzentrierter* nicht als Katastrophe im üblichen Sinn zu kategorisieren, sondern eher als Herausforderung erster Klasse.

⁷⁰ Jörg Dittrich, Präsident der Dresdner Handwerkskammer, in: *Wenn Görlitzer Lehrlinge nach Dresden müssen. Sachsens Firmenchefs klagen über Nachwuchsmangel. Doch jetzt drohen auch noch weitere Wege zur Berufsschule*. Sächsische Zeitung Dresden 27.11.2013

Katastrophen meint im Altgriechischen aber noch etwas ganz anderes als jene Wendung zum tödlichen Ende. Im Drama bezeichnet der Begriff den „Wendepunkt“ der Handlung. Mit ihm beginnt die Auflösung des geschürzten Knotens. Zu überlegen wäre, ob Kunst und Kultur nicht als politische Gegenstrategie zu den demographischen Veränderungen eingesetzt werden könnten und damit einen durchaus neuen Bedeutungszuwachs für die nicht-metropolitanen Räume der Bundesrepublik erfahren könnten, gerade weil sie für das urbane Moment stehen.

Dieser Frage gingen der Deutsche Kulturrat und das Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen gemeinsam mit ihren Partnern in der Tagung „Verödung? Kulturpolitische Gegenstrategien“ in Görlitz am 22. und 23. November 2013 nach.

8.1 Resilienz

Argumentationsleitend war dabei der Begriff der „Resilienz“. Er ist heute fester Bestandteil der Systemtheorie und stammt ursprünglich aus der Materialforschung. Dort bezeichnet er ein Elastizitätsphänomen, nämlich die Fähigkeit eines Materials nach Wegnahme einer Spannung unbeschadet in das Ausgangsgleichgewicht zurückfedern zu können. (Ein Mensch setzt sich auf eine Holzlatte und drückt sie federnd durch; zwei Menschen hinterlassen eine dauernde Verformung; drei Menschen führen – *kracks*⁷¹ – zum Bruch unserer Holzlatte). Die Techniker interessieren dabei der Grenzwert, bis zu dem sich beispielsweise die Tragflächen des Airbus A 380 elastisch, d.h. reversibel verformen.

Ähnliches interessiert auch die Resilienzforschung in der Entwicklungspsychologie. Sie beschäftigt sich mit der erstaunlichen Fähigkeit mancher Kinder und Jugendlicher, trotz widriger Umstände und traumatischer Erlebnisse nicht in Depression oder Sucht etc. zu verfallen. Warum schaffen das manche, andere nicht? Für die Argumentation des vorliegenden Beitrags entscheidend sind dabei zwei Umstände. Zum einen beziehen sich die von Welter-Enderlin und Hildenbrand (2008)⁷² vorgelegten Charakteristika alle auf „weiche“ Faktoren. Keine Rolle spielen „harte“ Faktoren, beispielsweise materielle. Zum anderen rechnet sich die Entwicklungspsychologie zu den *sciences*, den auf nachprüfbar Experimenten basierenden Natur- und Technikwissenschaften, in Abgrenzung von den *humanities*, den „weichen“ Geisteswissenschaften. Gleichwohl hat sie unseres Wissens keine Gesamtformel für einen Resilienz-Modulus erarbeitet, sondern trägt evidenzbasierte Einzelbefunde zu einer interpretativen Gesamtschau zusammen.

Und wie steht es, fragen neuere Ansätze der Raumwissenschaft, mit ganzen Landstrichen? Warum überstehen manche von ihnen Krisen mit nur leichten Dellen, andere gehen tief in die Knie, manche ganz zu Bruch? Aus dem Banat⁷³ wissen wir, was passiert, wenn ein dynamischer Bevölkerungsanteil – hier die deutschsprachigen Schwaben – erst vom Ceausescu-Regime

⁷¹ Zur onomatopoetologischen Würdigung sei verwiesen auf Marcel Reich-Ranickis Interpretation der Reimtechnik in der Schlußzeile von Heinrich Heines „Ein Jüngling liebt ein Mädchen“ im 21. Band der *Frankfurter Anthologie*, herausgegeben von Marcel Reich-Ranicki. Frankfurt am Main 1998.

⁷² Welter-Enderlin, Rosmarie; Hildenbrand, Bruno (Hrsg.): *Resilienz – Gedeihen trotz widriger Umstände*. [Akten der gleichnamigen Tagung Zürich]. Heidelberg, 2008.

⁷³ Vgl. den Beitrag von Sterbling, Anton: *Kulturelle Verödung – nimmt Südosteuropa Sachsens Entwicklung vorweg?* im vorliegenden Band.

weggekauft wird, dann nach der politischen Wende 1989/90 zur Gänze abwandert, und ihm dann noch die Mehrheitsbevölkerung folgt. Nachdem der letzte akademisch Gebildete gegangen ist, werden die Siedlungen zu Geisterdörfern auf Subsistenzbasis, die Natur holt sich das Land zurück. Wo liegt die Grenze, die die Techniker den E-Punkt nennen, bis zu dem ein elastisches Abfedern von Veränderungen aus eigener Kraft möglich ist? Wann erfolgt eine irreversible Deformation? Wann kommt es zum letalen Bruch?

Aus Sicht der Resilienzforschung erstaunt jedes Jahr an den Feiern zum 9. November, daß beim Stichwort Wiedervereinigung immer nur des Ostens der beiden Hälften Deutschlands gedacht wird. Nie ist davon die Rede, in welchem außerordentlichem Maß das damalige Westdeutschland in der sog. *Rigiditätsfalle* gefangen war und die Kraft zum elastischen Abfedern verloren hatte. Erst durch die Wiedervereinigung strömten neue Impulse in Gesellschaft, Wirtschaft, Politik. Aus ihnen sollte Deutschland in der Folge seine neue Kraft entfalten. Aus einer Makroperspektive interessant wäre es zu berechnen, ob die Kosten der Wiedervereinigung mit ihren massiven Finanz- und Bevölkerungstranfers zugunsten der westdeutschen Unternehmen, Länder und Kommunen nicht deutlich billiger ausgefallen sind als eine Überwindung der Rigiditätsfalle aus eigenen westdeutschen Mitteln zu stehen gekommen wäre. Aber bald fünfundzwanzig Jahre nach der Wiedervereinigung gibt es dringlichere Aufgaben als solche *ex post*-Berechnungen; freuen wir uns lieber an den gewonnenen Kreativitätspotentialen und nutzen sie (um Max Frisch berühmte Definition von „Tradition“ aufzugreifen), um uns mit Mut den Aufgaben unserer Zeit zuzuwenden. Zum Beispiel der Verödung im ländlichen Raum (oder, um exakter bis zur Unverständlichkeit zu sein: in den extra-metropolitanen Raumkonfigurationen).

Klaus von Dohnanyi empfahl, ganze Landstriche aufzugeben. In diesem Sinne bemerkt das Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung im Schlußsatz seiner jüngsten Studie: „Womöglich zeigt sich dann, dass es sinnvoller und nachhaltiger sein kann, punktuell eine Entsiedlung und neue Wildnisflächen zu fördern, als Infrastrukturen zu bezahlen, die in manchen Regionen dieses Landes kaum noch jemand nutzt.“ (Vielfalt statt Gleichwertigkeit. September 2013, S. 71). Interessanterweise werden in der gesamten Studie nur die sogenannten harten Faktoren diskutiert.

Hier sind beispielsweise die österreichische Raumwissenschaft oder der im Juni 2013 gegründete bayerische Forschungsverbund „Fit for Change“⁷⁴ deutlich weiter. Sie zielen auf die Interdependenz von weichen und harten Faktoren. In einem solchen Ansatz läßt sich auch das eigentlich Zentrale an uns Menschen, die *Vorstellungswelt*, miteinbeziehen.

8.2 Vorstellungswelten

Ausgangspunkt aller Kulturpolitik ist der erste Satz der Präambel der UNESCO (sinngemäß, da die offizielle deutsche Übersetzung dem englisch-französischen Original nicht gerecht wird: ‚Weil alle Kriege in der Vorstellung des Menschen entstehen, kommt es darauf an, auch für den Frieden einen gehegten Raum [fences] in der Vorstellung des Menschen zu errichten‘). Das

⁷⁴ Pressemitteilung 19.06.13 *2,78 Millionen Euro für neuen bayerischen Forschungsverbund „Fit for Change“*. <http://www.bayern.de/Pressemitteilungen-1255.10439270/index.htm>.

wußte, lange vor der UNESCO, schon die frühe Sowjetunion. Sie schickte ihre Agitprop-Künstler in Rußlands (noch zu elektrifizierende) Weiten, um dort den „Neuen Menschen“ zu propagieren. Man wird mit gutem Grund die Kunst- und Künstlerförderung autoritärer Systeme als Propaganda klassifizieren, aber sieht man auch hier etwas nüchterner auf die Sachlage, stellt man fest, daß jedes politische System dazu tendiert, seine Grundüberzeugungen performativ zu extrapolieren. Im Viersäulenmodell von (a) Schulbildung, (b) eher marginalen Politischen Bildung, (c) den Medien und (d) der Kunstszene fällt recht betrachtet letzterer die Löwenlast zu. Sie nämlich transportiert in ihrem langen Entwicklungspfad die Grundannahme unserer freiheitlich-demokratische Grundordnung; die Grundannahme einer reflexiven Souveränität jedes einzelnen Bürgers (vgl. die Kunstentscheidungen des Bundesverfassungsgerichts). Es sei daran erinnert, daß diese Souveränität des Bürgers ungeachtet seines Wohnortes zu wahren ist – Art. 72 Abs. 2 und Art. 103 Abs. 2 Zf. 3 Grundgesetz stipulieren wörtlich „gleichwertige Lebensverhältnisse“ als zentrale Leitvorstellung des Bundes und der Länder; Art. 107 Abs. 3 S. 1 stipuliert diese sinngemäß.

Versucht man nun die Vorstellungswelt junger Menschen zum Thema „Metropole“ (μητρόπολις mit ä von μήτηρ mäter Mutter) zu fassen, so stellt man fest, daß sich die Wortbedeutung seit der Antike um 180° gedreht hat. Waren Mütter-Städte im alten Griechenland jene, die ihre überzähligen jungen Männer in Boote setzten um Kolonien zu begründen, so sind Metropolen heute Maßstab-Städte (vgl. μέτρον metron Maß) geworden, an denen sich Denken und sinnliche Erfahrung der Jungen messen. Das hat einerseits objektive Gründe. Unsere Arbeitswelt wird Jahr für Jahr ein Stückchen komplexer, der Mechaniker ist abgeschafft und durch den Mechatroniker ersetzt; ein Storno an der Registrierkasse des Supermarkts ist eine intellektuelle Herausforderung; Arbeitsplätze für Ungelernte sind durch „effizientere“ Automaten ersetzt. Je mehr Menschen nach Abitur und Hochschulausbildung und einem hochkomplexen Berufseinsatz streben (in Finnland 80% der Kohorten), desto mehr sind sie auf die feine Verästelung der Arbeitswelten angewiesen, wie sie für die Zusammenballung Vieler typisch sind. Der Fordismus des 19. Jahrhunderts mit seinen Fließbändern konnte durchaus in die vielen Täler Sachsens oder Böhmens ziehen. Börsennotierung und Kreativindustrie mit ihrem Kommunikations-hunger dagegen sind nach geltender Ansicht auf die City of London verwiesen. Dies wiederum hat Konsequenzen für den Heiratsmarkt: die Chance, einen Partner mit ähnlichen Interessen und mindestens gleicher Qualifikation zu treffen, ist, wie der Name schon sagt, in der „Agglomeration“ höher. Was allerdings den Chinesen ihr männliches Königskind, das zur Abtötung ganzer Generation von weiblichen Föten geführt hat und damit zur Dysbalance zwischen den Geschlechtern, das ist, wie man hört und nur *cum grano salis* auszusprechen wagen darf, den Polen die bestens ausgebildete junge Frau in der Hauptstadt Warschau. Ehrgeizig und energisch erwarb sie gleich zwei Mastertitel, überflügelte ihre männlichen Rivalen mit links und steht nun vor einem leeren Heiratsmarkt.⁷⁵ Leicht war die Partnersuche im nicht-virtuellen Bereich allerdings noch nie. Umgekehrt hat das Internet, ungeachtet aller Breitbandversprechungen⁷⁶ der

⁷⁵ Ich danke für den Hinweis Frau M., Warschau.

⁷⁶ Vgl. die vielen Löcher im derzeitigen Netz unter www.zukunft-breitband.de/DE/breitbandatlas.html.

jeweiligen Koalition, seine Arbeitsplatz-Ubiquitäten noch keineswegs eingelöst, seine Freizeit-Ubiquitäten dagegen durchaus.

Das eigentliche Problem der nicht-metropolitanen Räume ist ein mentales. Niemand möchte, daß ein anderer glaubt, er oder sie würde in einem „Kaff“⁷⁷ wohnen (von rotwelsch *gāw*, mittelalterlich und bis heute im Niederdeutschen „ein Nichts“; umgangssprachlich schwingt wohl die ferne Provinz Kaffa in Äthiopien bzw. der Burenausdruck Kaffer mit). Der vormalige Görlitzer Schüler Arno Schmidt formulierte 1960 in „KAFF oder Mare Crisium“, im Meer der Krisen: „’n anschtändijer Mensch kann wieder mal nur Emigrant sein, **oder** Jakobiner!“. Einem Kaff mit funktionierender Sozialkontrolle, die einen Fehltritt bis zum Lebensende nicht verzeiht – kann man sich dem als Moderner anders als durch Flucht entziehen (vgl. Schmidts Notiz zum Schicksal seiner Mutter: „meine ganze Jugend während der Laubaner Jahre vergiftet“)? Einem Kaff mit einheitlicher Sozialordnung ohne Pluralität der Lebensstile und ohne Würdigung von Abweichungen (mit Schmidt zu sprechen: „Uns allen wird einmal die Hölle leicht werden, denn wir haben bei Greiff [in Greiffenberg] gearbeitet“)? Wie soll man sich als junger Mensch in einem Kaff wohlfühlen, dessen *after work*-Angebote auf ein gutbürgerliches *best age*-Publikum und älter zielen?

Alle diese Perspektiven drehen sich zwar um, wenn nach Kindergartenplätzen und Raum für ein Eigenheim gesucht wird oder es um eine hochkonzentrierte Arbeit geht („Wichtig sind Ruhe und Disziplin. Es bringt nichts, sich die Nächte um die Ohren zu schlagen“, sagt [Ulrich] Erdmann [der von Görlitz aus mit seiner Software das gesamte Streckennetz der Deutschen Bahn AG kontrolliert]. Daher schätzt er Görlitz und die etwas abseits gelegene Villa.⁷⁸)

Aber bis es soweit ist, hat die Junge Generation die Käffer schon hinter sich gelassen und denkt nicht daran, selbst monetär hochattraktive Jobangebote anzunehmen. Die Moderne⁷⁹ und ein sich modern verstehender Mensch vertragen keine Provinzialität, da beißt die Politik keinen Faden ab.⁸⁰ Daß auch anderes gedacht werden kann, darauf hat Hans Magnus Enzensberger mit seinem Neuen Luxus (Raum, Ruhe, Atemluft etc.) hingewiesen;⁸¹ allerdings im hohen Alter und von Schwabing aus.

Daß sich tatsächlich ein gewisses Umdenken vollzieht, das zeigt das Personalreferat der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz. Bei den Vikariatsbesetzun-

⁷⁷ Ich danke der Studentin Sarah Buch, vormals Marburg und heute Frankfurt (Main), für den terminologischen Hinweis.

⁷⁸ Zit. nach: *Die ganze Bahn in einem Rechner. Seit fast zwanzig Jahren verwaltet Ulrich Erdmann mit seinem Team das Netz der Deutschen Bahn.* In: *Görlitz. Das Silicon-Valley an der Neiße.* Verlagsbeilage der Sächsischen Zeitung 14.12.2013.

⁷⁹ Vgl. kritisch Latour, Bruno: *Nous n'avons jamais été modernes. Essai d'anthropologie symétrique* Paris 1991 [dt. *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie.* Frankfurt/Main 2008] und ders.: *Reassembling the Social: An Introduction to Actor-Network-Theory*, Oxford 2005 [dt. *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft.* Frankfurt/Main 2007].

⁸⁰ Vgl. ausführlich zu den Themen Peripherizität und Provinzialität Vogt, Matthias Theodor: *Ubi Leones / Wo nichts als Löwen hausen. Begriff und Problem der Peripherizität.* In: Matthias Theodor Vogt, Jan Sokol, Beate Ociepka, Detlef Pollack, Beata Mikolajczyk (Hrsg.): *Die periphere Mitte Europas.* Schriften des Collegium Pontes II. Verlag Peter Lang, Frankfurt am Main etc. 2009. [online: <http://kultur.org/vogt2>].

⁸¹ Hans Magnus Enzensberger: *Der alte und der neue Luxus.* In: *Der Spiegel*, 16.12.1996.

gen laufen gegenwärtig die Mittelstädte den Metropolen den Rang ab; hier fühlen sich die Pfarranwärter sichtbarer und wirkräftiger.

8.3 Die Kunstszene der Mittelstädte als Resilienzfaktor

Und Mittelstadt ist in der Tat ein bislang in der Kulturpolitikforschung und –praxis unzureichend aufgegriffenes Stichwort. Kommunen aller Länder vereinigt Euch, hieß es, oder jedenfalls so ähnlich, vorzeiten in einem Manifest. Einzig Sachsens Kommunen haben sich vereinigt zu einer kommunalen Gemeinschaftsleistung namens Kulturräume in Sachsen. Sie basiert auf gewissen Eigeneinnahmen der Einrichtungen und Projekte an dem einen Ende, auf einem objektiv sehr geringen Zuschuß des Freistaates am anderen Ende. Alles dazwischen aber, rund zwei Drittel des Finanzbedarf der regional bedeutsamen Kultur, wird seit dem 1. August 1994 von den kommunalen Trägern plus den Umland-Landkreisen plus der Gemeinschaft der sächsischen Gemeinden (als Vorwegabzug von ursprünglich 1% aus dem FAG) gemeinsam gestemmt. Auf die zwei Drittel der Einwohner außerhalb der drei Großstädte entfallen immerhin ein Drittel der Zuwendungen des Landes und aus dem Kultur-FAG. Dadurch können Sachsens Mittelstädte in Theater-, Konzert-, Museums-, Bibliothekswesen und all den anderen Sparten eine eigengestaltete Funktion für ihre eigenen Bürger und für ihr jeweiliges Umland entfalten.

Ansonsten basiert die sächsische Landesentwicklung auf einer grundsätzlichen Schlechterstellung des nicht-metropolitanen Raums bei der Finanzausstattung mit dem Faktor 1 zu 1,52 (bei der Kulturstiftung des Freistaates ist es sogar der Faktor 1 zu 7 im Untersuchungszeitraum 2007 bis 2011). Da nun die Zuweisungen von EU, Bund und Land an die Einwohnerentwicklung gebunden sind, stecken die Landkreise in einer Verödungs-Falle. Eigentlich kann man gar nicht mehr von einem Landkreis Görlitz sprechen; bei einem Sozialetat von 60,6% (2012) handelt es sich eher um einen Sozialzweckverband mit gewissen Nebenaufgaben. Daß die Bevölkerungszahl zwischen 2006 und 2025 um 21% abgenommen haben wird, ist aber nur das eine. Noch gravierender ist, daß das Erwerbbspersonenpotential um 36% abnehmen dürfte. Stellt sich aber nun aus Sicht der Resilienzforschung nur noch die Frage, wann die elastische Phase überschritten wird? Wann die irreversible Deformation einsetzt? Und wann der Fraktur-Punkt für den sozialen Zusammenhalt erreicht sein wird?

Genau hier fängt eine feine, aber notwendige Differenzierung an. Nicht-Verdichtungsraum ist nicht gleich Nicht-Verdichtungsraum (um in der Terminologie der sächsischen Landesplanung zu sprechen). Die Fläche des Landkreises ist das eine, die Gemarkung der Kreisstadt ein anderes. Die Stadt Görlitz gilt unter Fachleuten als "schönste Stadt Deutschlands" (Gottfried Kiesow). Ihre 3.600 Einzeldenkmale sind überwiegend saniert und genutzt.⁸² Der zweite Platz bei der Kulturhauptstadtbewerbung 2010 hat zu einer positiven Aufmerksamkeit geführt, die eine kontinuierliche Steigerung der Touristenströme und eine gute Auslastung der Beherbergungsbetriebe ausgelöst hat. Der Verlust an Einwohnern ist tendenziell gestoppt ("Die Stadt Görlitz

⁸² Vgl. Vogt, Matthias Theodor: *Remarks on the Situation of Cultural Heritage on the Saxonian Territory with Special Regard to the Situation at Görlitz*. International Workshop Protection and Preservation of Cultural Heritage on the Korean Peninsula. Freie Universität Berlin, Kunsthistorisches Institut, Abteilung Ostasien, November 14–15, 2013.

hat nach Angaben des Rathauses im Oktober keine Einwohner verloren. So lebten Ende des Monats 54.910 Menschen in der Stadt, einen Monat zuvor waren es 61 weniger⁸³). Die Stadt hat sich insbesondere unter westdeutschen Rentnern zu einem beliebten Ansiedlungsziel entwickelt. Zahlreiche Filme wurden hier in den letzten Jahren gedreht (die Berlinale 2014 wird mit dem in Görlitz gedrehten Film „The Grand Budapest Hotel“ von Wes Anderson eröffnet werden); medizinische Geräte werden für Afrika, Waggons für zahlreiche S-Bahnen Deutschlands, Israel etc., Siemens-Dampfturbinen für die ganze Welt gefertigt; die IT-Branche wächst kontinuierlich.

Für das urbane Klima von Görlitz mitentscheidend sind das eigene Musiktheater mit Orchester, Chor und Ballett, die teils hochkarätigen Museen und Bibliotheken, Straßentheater- und Jazzfestivals, zahlreiche Vereine. Hier kommt zum Tragen, was Bürgermeister Michael Wieler bei der Eröffnung der Tagung „Verödung?“ sagte: eine Stadt lebt von ihrem Gemeinschaftsgefühl (neudeutsch *strength of community*), die Bürger brauchen „Futter“ (Wieler) für ihr Zusammenkommen, und was würde sich dafür besser eignen als Themen und Formate der Kunst, um zu einer gemeinsamen Stadtkultur zu gelangen?

Die wissenschaftliche Fragestellung muß daher lauten (und die Frage nach dem *cultural impact* in einen neuen Zusammenhang stellen): Ist eine lebendige Kunst- und Kulturszene ein nachhaltiger Resilienzfaktor? Wie sieht das im Vergleich der Mittelstädte mit den Metropolstädten einerseits, mit den Klein- und Landstädten und Landgemeinden andererseits aus? Hat im speziellen die durch das Kulturraumgesetz in Sachsen ermöglichte kulturelle Infrastruktur im Zeitraum seit 1994 die Resilienzfaktoren positiv gestützt, wie das Beispiel Görlitz vermuten läßt, oder war die Förderung unerheblich? Wie läßt sich im allgemeinen , um mit Hiroyuki Shimizu von der Nagoya University zu sprechen, ein resilientes Sozialsystem antagonistisch zur demographischen Veränderung schaffen?

Seine Antwort nach der Analyse diverser positiver Revitalisierungsprozesse in Japan sind die „driving actors“: “The most important key of self development of the district is the enforcement to appear three kinds of actors.” Im Schaubild führt er diese drei verschiedenen Akteurstypen näher aus: “For Providing cultural and environmental resources. For Strength of Community. For Strength of (Monetary) economy“. Zusammen ergebe sich ein Anwachsen der Lebensqualität, die Shimizu, hierin ganz ähnlich Aristoteles, im Zentrum des Geschehens sieht.

⁸³ Pressemitteilung der Stadtverwaltung Görlitz vom 26.11.2013; zitiert nach <http://www.sz-online.de/nachrichten/nachrichten-2717042.html>.

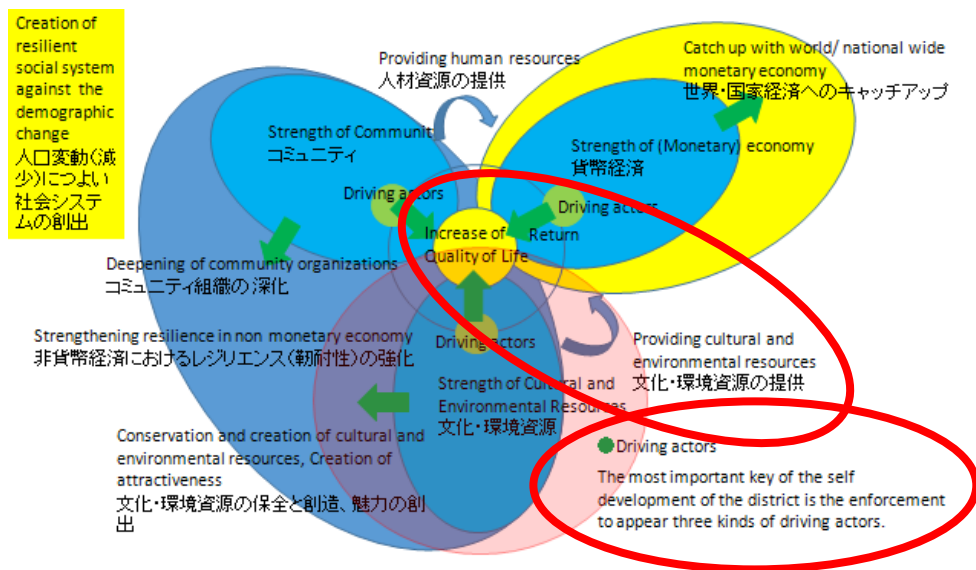


Abb. 38: Creation of resilient social system against the demographic change. Quelle: Hiroyuki Shimizu, Nagoya University.

Man wird Shimizus Beschreibung nicht eins zu eins auf Deutschland und Sachsen übertragen können; insbesondere nicht im Agrar-, Forst- und Fischereibereich, der hierzulande keine nennenswerte ökonomische Relevanz entfaltet. Aber seine zentralen Erkenntnisse entfalten Gültigkeit über Japans ländlichen Raum hinaus:

Erstens die Bedeutung der Funktionseliten (wie man *driving actors* umschreiben könnte). In ihnen dürfen wir die Quelle für die oben zitierten sieben Resilienz-Charakteristika von Welter-Enderlin und Hildenbrand [2008] vermuten, hier für eine ganze Gruppe von Menschen.

Zweitens den Beitrag der *driving actors* für ein Gleichgewicht zwischen (a) Stärkung der kulturellen und der Umweltressourcen, (b) Stärkung des Gemeinschaftsgefühls und (c) Stärkung der ökonomischen Ressourcen.

Drittens, daß Shimizu die drei Akteurstypen gleich gewichtet, also nicht ‚harte‘ Faktoren voroder nachrangig zu den ‚weichen‘ einstuft, obschon bei ihm die ‚weichen‘ zwei Drittel der Kräfte einnehmen. Alle Faktoren können sich nur interdependent, in gegenseitiger Abhängigkeit voneinander, entfalten.

Anders als die freistaatlich-sächsischen Landesentwicklungskarten dies vermuten lassen, leben 78% der Einwohner in einer Gemeinde mit dem Titel „Stadt“. 98% verdienen ihr Brot außerhalb des agrarischen Sektors. „Ländlich“ im Sinne des Enzenberger-Luxus lebt so mancher, aber „urban“ ist Kern des Selbstverständnisses der Sachsen, nicht nur der Jungen, die mit Reise- und Gedankenfreiheit aufgewachsen sind. Ihr urbanes Moment wiederum ist Kern dessen, was wir kulturpolitisch unter Kunst verstehen.

Wenn wir unter einer Resilienz-Perspektive demographische Veränderungen und das urbane Moment von Kunst miteinander ins Verhältnis setzen, läßt sich dann eine politische Gegenstrategie für die nicht-metropolitanen Räume der Bundesrepublik und des weiteren Europas konzipieren? Kann Kunst zur *καταστροφή*, zum Wendepunkt der Handlung im Drehbuch „Deutschland bzw. Europa 2030“ werden? Kann Sachsens Wissenschaft den Ansatz der bayerischen FitForChange-Kollegen um einen genuin sächsischen Ansatz erweitern?

Anton Sterbling, Rothenburg (Sachsen)¹

Kulturelle Verödung – nimmt Südosteuropa Sachsens Entwicklung vorweg?

In den folgenden Ausführungen möchte ich vier zusammenhängende und zugleich kontrastierende Gesichtspunkte ansprechen. Zunächst soll – ungeachtet dessen, wie oft dies bereits geschehen ist und wie klar die Vorstellungen darüber auch erscheinen mögen – eine Annäherung an die Begriffe der „Kultur“ und der „Kulturräume“ und insbesondere der „kulturellen Grenzräume“ erfolgen. In einem zweiten Gedankenschritt sollen das Potenzial und die Besonderheit wie auch die mögliche Faszination kultureller Grenzräume exemplarisch, am Beispiel des multiethnischen Banats,² aufgezeigt werden. In einem dritten Teil soll gleichsam das Gegenteil davon, die „kulturelle Verödung“ peripherer Räume und deren sozialdemographische, sozioökonomische und infrastrukturelle Ursachen und Auswirkungen, ebenfalls anhand anschaulicher südosteuropäischer Beispiele, angesprochen werden. Schließlich ist die Frage aufzuwerfen, inwiefern Parallelen der Gegenwart in bestimmten Gebieten Südosteuropas und der zukünftigen kulturellen Entwicklung in Grenzräumen des Freistaates Sachsen anzunehmen oder – insbesondere bei fehlender Gegensteuerung – zu befürchten sind.

Kultur als wissenschaftlicher Grundbegriff

In bestimmten anthropologischen, philosophischen, historisch-kulturwissenschaftlichen und sozialwissenschaftlichen Denktraditionen wird Kultur, bei allen sonstigen tiefgreifenden Auffassungsunterschieden, die dabei auszumachen sind, als grundlegender und umfassender Begriff und mithin auch als „Totalitätsbegriff“, konzipiert. So bringt Arnold Gehlen seine kulturanthropologischen Anschauungen auf die allgemeine Formel, „daß der Mensch von Natur ein Kulturwesen sei“. Das heißt: „Kulturerrungenschaften“ prägen so weitgehend das Wesen des Menschen, dass „die Existenz des Menschen ohne sie undenkbar wäre.“ Dabei gilt es allerdings, eine „enorme Variationsbreite kultureller Einrichtungen, Werte, Grundentscheidungen und Folgeauswirkungen“ zu beachten. Ebenso ist nach Gehlen von der heute sicherlich nicht unproblematisch erscheinenden Überlegung auszugehen: „Jede Kultur empfindet die von ihr herausgearbeiteten kulturellen Normen und Gestaltungen, z.B. ihr Rechtsdenken, ihre Ehefor

¹ Professor für Soziologie und Pädagogik an der Hochschule der Sächsischen Polizei, Rothenburg/Oberlausitz, Sprecherrat der Sektion Europasozioökologie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie; Wissenschaftlicher Beirat der Südosteuropa-Gesellschaft.

² Siehe dazu auch: Sterbling, Anton: *Kultur der Ränder – das multiethnische Banat*, in: Gehler, Michael/Pudlat, Andreas (Hrsg.): *Grenzen in Europa*, Hildesheim-Zürich-New York 2009 (S. 135-144).

men, ihre Skala von Interessen, Leidenschaften und Gefühlen, als die allein natürlichen und naturgemäßen.“³

Ähnlich fundamental und umfassend wie bei Gehlen, wenn auch durchaus anders angelegt, wird der Kulturbegriff in vielen theoretischen Konzepten der Ethnologie und Kulturanthropologie gedacht. Dabei begreift der Kulturbegriff zumeist sowohl das „Heilige“ wie das „Profane“, den „symbolischen Bereich“ wie die „materielle Kultur“, die „institutionelle Ordnung“ wie die „Alltagswelt“ ein.⁴

Ebenfalls von grundlegender Bedeutung, aber zugleich anders akzentuiert, erscheint der Begriff der Kultur im Lichte verschiedener philosophischer Denkweisen, so bekanntlich bei Johann Gottfried Herder und Georg Friedrich Wilhelm Hegel.⁵ Durch die südwestdeutsche Schule des Neukantianismus, insbesondere durch Wilhelm Windelband und Heinrich Rickert,⁶ die nicht zuletzt einen beachtlichen Einfluss auf Max Weber ausübten,⁷ wird im Kulturbegriff insbesondere das System der Werte, Wertideen und „Wertbeziehungen“ hervorgehoben. In der phänomenologischen Denktradition wiederum wird die kulturelle Wirklichkeit vornehmlich im Begriff „Lebenswelt“ gefasst, der insbesondere auf Sinnmuster und Relevanzstrukturen, symbolische Interaktion und sprachliche Kommunikation abstellt.⁸ Damit ist, so kann man in Anlehnung an Jürgen Habermas festhalten, jene „symbolisch vorstrukturierte(n) Wirklichkeit“ gemeint, die Dilthey in Anschluß an Hegel als objektiven Geist, Windelband und Rickert als Kultur, Cassirer als Bereich der symbolischen Formen und Husserl als soziale Lebenswelt begriffen haben.⁹ Von Talcott Parsons und anderen Systemtheoretikern hingegen wird „Kultur“ als gesamtgesellschaftliches Teilsystem verstanden, dem gleichsam übergreifend eine wesentliche Rolle in der

³ Siehe: Gehlen, Arnold: *Über Kultur, Natur und Natürlichkeit*, in: Gehlen, Arnold: *Anthropologische und sozialpsychologische Untersuchungen*, Reinbek bei Hamburg 1986 (S. 78-92), vgl. S. 78 bzw. S. 80.

⁴ Diese Sichtweise findet sich eigentlich schon in der Religionssoziologie Emile Durkheims und in den soziologischen und anthropologischen Arbeiten von Marcel Mauss vor. Etwas anders ausgeprägt sodann in der Ethnologie und in der Sozial- und Kulturanthropologie, zum Beispiel bei Bronislaw Malinowski. Siehe: Durkheim, Emile: *Les formes élémentaires de la vie religieuse*, Paris 1968; Malinowski, Bronislaw: *Schriften zur Anthropologie*, Frankfurt a. M. 1986; Müller, Ernst Wilhelm; König, René; Koeppling, Klaus-Peter; Drechsel, Paul (Hrsg.): *Ethnologie als Sozialwissenschaft*. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 26, Opladen 1984.

⁵ Siehe: Herder, Johann Friedrich: *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit*, Bodenheim 1995; Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Phänomenologie des Geistes*, Werke 3. Band, Frankfurt a. M. 1986; Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: *Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte*, Werke 12. Band, Frankfurt a. M. 1986.

⁶ Siehe: Ollig, Hans-Ludwig (Hrsg.): *Neukantianismus. Texte der Marburger und der Südwestdeutschen Schule, ihre Vorläufer und Kritiker*, Stuttgart 1982, insb. S. 164 ff.

⁷ Siehe: Weber, Max: *Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre*, Tübingen 1988; Weiß, Johannes: *Max Webers Grundlegung der Soziologie. Eine Einführung*, München 1975, insb. S. 20 ff.

⁸ Siehe: Husserl, Edmund: *Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch: Einführung in die reine Phänomenologie*, den Haag 1950; Schütz, Alfred: *Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie*, Frankfurt a. M. 1974; Schütz, Alfred; Luckmann, Thomas: *Strukturen der Lebenswelt*, Frankfurt a. M. 1979; Berger, Peter L.; Luckmann, Thomas: *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit*, Frankfurt a. M. 1969; Mead, George H.: *Gesammelte Aufsätze*, Frankfurt a. M. 1987 (2 Bde).

⁹ Siehe: Habermas, Jürgen: *Ein Fragment (1977): Objektivismus in den Sozialwissenschaften*, in: Habermas, Jürgen: *Zur Logik der Sozialwissenschaften*, Frankfurt a. M. 1985 (S. 541-607), vgl. S. 547; Habermas, Jürgen: *Theorie des kommunikativen Handelns*, Frankfurt a. M. 1981 (2 Bde).

gesellschaftlichen Strukturhaltung zukommt.¹⁰

In vielen Denkkzusammenhängen, in denen Kultur als umfassender Grundbegriff verstanden wird, herrscht mithin ein schon in der griechischen Antike geprägtes und in der abendländischen Denktradition überliefertes Kulturverständnis vor, das der Schweizer Philosoph Elmar Holenstein anschaulich als „Kugel-Modell“ bezeichnet. Dagegen wendet Holenstein indes kritisch ein: „Menschliche Kulturen sind nicht homogene, kompakte, in sich geschlossene und zentrierte, diskret voneinander abgehobene und voneinander unabhängige, gleichsam kugelförmige Einheiten. Sie sind heterogene und – teils geschichtlich und geographisch, teils nur dem Typ nach – kontinuierlich „ineinanderströmende“ und ineinanderübergreifende Gebilde.“¹¹

Historischen und soziologischen Überlegungen folgend, soll nun anschließend eine differenziertere, nicht zuletzt dynamische Aspekte berücksichtigende Erläuterung des Kulturbegriffs versucht werden, um in diesem Rahmen sodann auch den Begriff der Regionalkultur, der Kultur peripherer Räume, genauer zu verorten.

Wie Justin Stagl überzeugend darlegte, erfolgte die Entstehung oder Schaffung moderner Nationalkulturen in den letzten zwei bis drei Jahrhunderten durch die Auseinandersetzung mit der Hochkultur einerseits und der Volkskultur andererseits, deren jahrtausendelange getrennte Entwicklung bis dahin kulturbestimmend war.¹² Die Nationalkultur bildet sich durch die Abgrenzung, gleichsam aber auch durch die selektive Übernahme und Aufwertung und die spezifische Verklammerung und Umformung bestimmter Elemente der übergreifenden alteuropäischen Hochkultur und der räumlich begrenzteren Volkskultur heraus.¹³ Mit der modernen Staaten- und Nationenbildung¹⁴ kam es zugleich zur Entstehung und Konsolidierung einer modernen institutionellen Infrastruktur, die in vielen Fällen staatliche Schulen und Hochschulen, nationale Museen, Nationaltheater, Akademien, national organisierte Künstler- und Wissenschaftsverbände, landesweite Massenmedien usw. umfasste und die wesentlich zur Standardisierung und Diffusion¹⁵ nationalkultureller Vorstellungen und Symbole sowie Wert- und Wissensbestände beitrug.

Regionalkulturen in Grensräumen indes entstanden vielfach gleichsam als Gegenbewegungen

¹⁰ Siehe: Parsons, Talcott: *The Social System*, London 1951; Parsons, Talcott: *Gesellschaften. Evolutionäre und komparative Perspektiven*, Frankfurt a. M. 1975.

¹¹ Siehe: Holenstein, Elmar: *Kulturphilosophische Perspektiven. Schulbeispiel Schweiz. Europäische Identität auf dem Prüfstand. Globale Verständigungsmöglichkeiten*, Frankfurt a. M. 1998, vgl. S. 239.

¹² Die alteuropäische „Hochkultur“ war vor allem die des Adels und der zumeist lateinisch kommunizierenden Geistlichkeit und Gelehrtenschaft, zumindest soweit es das katholische Alteuropa betrifft. Mit der Reformation setzte sodann bekanntlich die allmähliche Entwicklung nationaler Kulturen einher, ein nationalkultureller Entwicklungsvorgang, der sich zeitlich verzögert dann auch in anderen Teilen Europas, zum Beispiel in Südosteuropa, zutrug. Siehe: Stagl, Justin: *Volkskultur, Hochkultur, Nationalkultur*, in: Balla, Bálint; Sterbling, Anton (Hrsg.): *Zusammenbruch des Sowjetsystems – Herausforderung für die Soziologie*, Hamburg 1996 (S. 213-238).

¹³ Siehe dazu auch: Sterbling, Anton: *Unterdrückung, Ideologie und Mythen in Südosteuropa*, in: Sterbling, Anton: *Modernisierungsprobleme und Ungleichzeitigkeiten des Denkens in Ost und West*. Rothenburger Beiträge. Schriftenreihe der Fachhochschule für Polizei Sachsen, Band 3, Rothenburg/OL 1999 (S. 61-89), insb. S. 69 ff.

¹⁴ Besonders anschaulich lässt sich dies am Beispiel der „verspäteten“ Prozesse der Staaten- und Nationenbildung in Südosteuropa verfolgen. Siehe dazu: Sterbling, Anton: *Kontinuität und Wandel in Rumänien und Südosteuropa. Historisch-soziologische Analysen*, München 1997, insb. S. 99 ff.

¹⁵ Siehe: Deutsch, Karl W.: *Nationenbildung, Nationalstaat, Integration*, Düsseldorf 1972.

dazu. Dies lässt sich sehr gut am Beispiel des multiethnischen und multikulturellen historischen Banats aufzeigen, das seine spezifische kulturelle Gestalt und Prägung gerade aus den penetranten Einwirkungen und gleichzeitigen Gegentendenzen zu den von den nationalkulturellen Zentren ausgehenden Homogenisierungsbestrebungen gewann.

Die Kultur des Banats als Beispiel einer kreativen regionalen Kultur

Der kulturellen Entfaltung der verschiedenen ethnischen Gruppen im Banat haben nicht zuletzt die institutionellen Reformen unter Maria Theresia und Joseph II., die unter anderem zur breiten Förderung des Bildungs- und des Kirchenwesens beitrugen, wichtige Impulse gegeben.¹⁶

So bildeten sich mithin schon im 18. und 19. Jahrhundert markante Grundzüge einer vielschichtigen und durchaus widersprüchlichen, zugleich nachhaltig wirksamen regionalen Kultur heraus. Deren Besonderheiten waren einerseits traditional und religiös begründete kulturelle Abgrenzungen und betont eigenständige Entwicklungen mit allenfalls punktuellen interethnischen Berührungspunkten¹⁷ im ländlichen Bereich; andererseits aber auch intensive kulturelle Austausch- und Interferenzprozesse und mithin auch kulturelle Anpassungs- und Assimilationsvorgänge, insbesondere in städtischen und kleinstädtischen sozialen Milieus.¹⁸ Insgesamt war die regionale Kultur des Banats, trotz ihrer langfristigen, bis heute nachwirkenden partiellen Traditionalität und ausgeprägten multiethnischen Vielfalt, zugleich durch eine bemerkenswerte Toleranz, Offenheit, und Weltoffenheit gekennzeichnet, deren äußere Anzeichen nicht zuletzt in weiträumigen kulturellen Kontakten¹⁹ wie auch in der Mehrsprachigkeit vieler Banater Bürger zu erkennen sind.

¹⁶ Die thesesianischjosephinischen Reformen waren neben den Ideen der deutschen Romantik und der Französischen Revolution auch wichtige Ausgangspunkte der nationalen „Wiedererwachung“. Siehe: Hösch, Edgar: *Geschichte der Balkanländer. Von der Frühzeit bis zur Gegenwart*, München 21993, insb. S. 164.

¹⁷ Zum Beispiel die gemeinsame konfessionelle Zugehörigkeit verschiedener ethnischer Gruppen, aber natürlich auch wirtschaftlich und beruflich bedingte soziale und kulturelle Kontakte.

¹⁸ Siehe dazu: Neumann, Victor: *Die bürgerliche Kultur in Siebenbürgen und im Banat: Die Rolle Temeswar in den politischen Umgestaltungsprozessen vom Dezember 1989*, in: *Gleichwertig nicht gleichförmig. Multikulturalismus als Politikum und als Modell*. Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik, 11. Jg., Heft 1, Dinklage 1999 (S. 38-51); Sterbling, Anton: *Kulturelle Identitätsfragen und Minderheitenlagen. Das Beispiel der Banater Schwaben in Rumänien*, in: Vogt, Matthias Theodor; Sokol, Jan; Bingen, Dieter; Neyer, Jürgen; Löhr, Albert (Hrsg.): *Minderheiten als Mehrwert*, Frankfurt am Main 2010 (S. 249-278); Sterbling, Anton: *Interkulturalität, „weiche“ Normen und soziale Konventionen. Beobachtungen aus dem multiethnischen Banat*, in: Moosmüller, Alois (Hrsg.): *Interkulturalität und kulturelle Diversität*, Münster-New York-München-Berlin 2013 (S. 141-153).

¹⁹ Bei diesen weiträumigen sozialen und kulturellen Kontakten spielen nicht nur die verschiedenen europäischen Herkunftsgebiete der ins Banat gekommenen Zuwanderer eine wichtige Rolle, sondern auch die fortgesetzten Wanderungsbewegungen und nicht zuletzt die verschiedenen Auswanderungsprozesse und ihre Rückwirkungen. So erfolgte um die Wende zum 20. Jahrhundert auch aus dem Banat eine massive Auswanderung in die Vereinigten Staaten. Ebenso fanden während und in der Folge beider Weltkriege und in der Zeit der kommunistischen Herrschaft vielfältige Wanderungsprozesse erheblicher Teile der Banater Bevölkerung, nicht zuletzt der Juden und Deutschen, statt. Siehe dazu auch: Sterbling, Anton: *Deutsche in Rumänien – eine langfristige Betrachtungsperspektive*, in: Sterbling, Anton: *Modernisierungsprobleme und Ungleichzeitigkeiten des Denkens in Ost und West*. Rothenburger Beiträge. Schriftenreihe der Fachhochschule für Polizei Sachsen, Band 3, Rothenburg/OL 1999 (S. 127-159).

Insofern kann man ohne Zweifel von der Herausbildung einer spezifischen, unverwechselbaren und bis heute nachhaltigen regionalen Kultur des Banats sprechen, und dies obgleich das historische Banat nicht nur räumlich durch staatliche Grenzen auseinandergerissen wurde, sondern auch längerfristig im Spannungsfeld zum Teil gegensätzlicher nationalkultureller und nationalistischer Entwicklungstendenzen stand.

Es ist wohl kein Zufall, dass der Aufstand gegen die Ceaușescu-Diktatur in der größten Stadt des Banats, in Temeswar, begann.²⁰ Ebenso wenig wie es wohl zufällig erscheint, dass die Vojvodina und das serbische Banat wichtige Zentren des Widerstandes gegen das Milošević-Regime waren.²¹

Bei näherer Betrachtung zeigt sich auch, dass sich bestimmte Städte und Orte des Banats immer wieder als hervorragende Zentren avantgardistischer Kunst, kultureller Innovationen, interkultureller Begegnungen, ausgeprägter Weltoffenheit und kosmopolitischen Geistes im Kontext der jeweiligen nationalen Kulturen hervorgetan haben.²²

In ihren kleinräumigen Abgrenzungen und ihrem gleichzeitigen „Ineinanderfließen“ und „Ineinanderübergehen“, in ihren engen Grenzziehungen und ihren oft weitläufigen Grenzüberschreitungen, in der davon geprägten kreativen und produktiven Auseinandersetzung und Andersartigkeit liegt wohl ein wichtiger Grundzug der regionalen Kultur in Grenzräumen, wie das Banat zeigt. Darin besteht gleichsam auch die unersetzliche Bedeutung kultureller „Ränder“, die aus der Sicht der sich überragend und mächtig dünkenden Zentren zumeist weitgehend unterschätzt wird.

Kulturelle Verödung – die andere Lehre aus neueren südosteuropäischen Entwicklungen

Der aktuelle Blick auf Südosteuropa, auf bestimmte ländliche Räume und periphere Regionen, lässt allerdings noch etwas anderes erkennen. Die massiven Emigrationsprozesse, die aus Ländern wie Albanien, Bulgarien oder Rumänien erfolgten und die dazu führten, dass aus Albanien etwa ein Drittel der Bevölkerung zumindest zeitweilig ins Ausland ging, aus Bulgarien etwa 2 Millionen der 1990 noch 9 Millionen Einwohner emigrierten und die Emigranten und Arbeitsmigranten aus Rumänien auf etwa 2,5 bis 3 Millionen geschätzt werden, waren und sind zugleich mit starken Binnenwanderungsprozessen verbunden.²³ Dieses Zusammenspiel von Auswande-

²⁰ Leber, Reinhard: *Politische Kultur und Systemtransformation in Rumänien. Lokalstudie zu der Stadt Temeswar*, Frankfurt a. M. usw. 1996; Neumann, Victor: *Die bürgerliche Kultur in Siebenbürgen und im Banat: Die Rolle Temeswars in den politischen Umgestaltungsprozessen vom Dezember 1989*, in: *Gleichwertig nicht gleichförmig. Multikulturalismus als Politikum und als Modell*. Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik, 11. Jg., Heft 1, Dinklage 1999 (S. 38-51).

²¹ Siehe: Rüb, Matthias: *Balkan Transit. Das Erbe Jugoslawiens*, Wien 1998, insb. S. 142 ff.

²² Siehe: Solms, Wilhelm (Hrsg.): *Nachruf auf die rumänien-deutsche Literatur*, Marburg 1990; Sterbling, Anton: „Am Anfang war das Gespräch“. *Reflexionen und Beiträge zur „Aktionsgruppe Banat“ und andere literatur- und kunstbezogene Arbeiten*, Hamburg 2008; Neumann, Victor (Hrsg.): *Identitate și cultură. Studii privind istoria Banatului [Identität und Kultur. Studien, die Geschichte des Banats betreffend]*, Bukarest 2009.

²³ Siehe dazu eingehender: Sterbling, Anton (Hrsg.): *Migrationsprozesse, Probleme von Abwanderungsregionen, Identitätsfragen*. Beiträge zur Osteuropaforschung, Band 12, Hamburg 2006; Sterbling, Anton: *Konturen eines europäischen Migrations-*

rungs- und Binnenwanderungsprozessen, die zugleich sozialdemographisch hoch selektiv erscheinen, führte dazu, dass ganze Landstriche und insbesondere periphere Regionen ihre sozialen Strukturen veränderten und kulturell verödeten. Junge und besser qualifizierte Menschen zogen weg. Dies veränderte nicht nur die Altersstruktur und trug zu einer deutlichen Überalterung der in den Dörfern und ländlichen Gebieten verbliebenen Bewohner bei, sondern führte in vielen Fällen auch dazu, dass nahezu alle Einwohner mit höheren Schulabschlüssen und besseren beruflichen Qualifikationen weg zogen. Die Aus- und Rückwirkungen davon sind Niedergang der lokalen und regionalen Wirtschaft und nicht zuletzt der Landwirtschaft, die sich vielfach zur häuslichen Subsistenzwirtschaft zurück entwickelte, der teilweise oder vollständige Zusammenbruch der schulischen, medizinischen, kulturellen Infrastruktur wie auch die Ausdünnung der Verkehrsverbindungen. In den Dörfern trifft man auf geschlossene Läden und Wirtshäuser, stillgelegte Schulen, Kulturhäuser und Krankenstationen, Sportplätze, auf denen Kühe oder Schafe weiden und schon lange keine offiziellen Fußballspiele mehr ausgetragen wurden. Manchmal, etwa in den Siedlungsgebieten der fast vollständig ausgesiedelten Siebenbürger Sachsen oder Banater Schwaben begegnet man richtigen „Geisterdörfern“.²⁴ Der Bedeutungszuwachs des kirchlichen und religiösen Lebens nach dem Niedergang des Kommunismus kann den ansonsten erfolgenden kulturellen Niedergang nur begrenzt kompensieren, wenngleich dies – gerade in der orthodoxen Glaubenswelt Südosteuropas – sicherlich ein bemerkenswertes Phänomen darstellt.

Bei Fahrten durch Bulgarien, Rumänien, Serbien, Mazedonien oder Albanien, aber auch durch Nordgriechenland begegnet man immer wieder halb verlassenen, anscheinend überwiegend von alten und älteren Menschen bewohnten Dörfern, verfallenden Häusern, nicht mehr bewirtschafteten Feldern und selbst aufgelassenen Obst- und Weingärten.²⁵ Wie schön es in romantische Vorstellungen passen mag, dass sich hierbei die „Natur“ nur wieder zurück nimmt, was ihr der „Agrikultur“ betreibende Mensch genommen hatte, ist der Niedergang der Agrikultur doch immer auch ein Verlust an menschlicher Kultur im weitläufigeren Sinne des Kulturbegriffs und oft auch ein Anzeichen der kulturellen Verödung im engeren Sinne.

und Sozjalraum in Südosteuropa, in: Berger, Peter A.; Weiß, Anja (Hrsg.): *Transnationalisierung sozialer Ungleichheit*, Wiesbaden 2008 (S. 137-160).

²⁴ Siehe zum Aussiedlungsprozess auch: Sterbling, Anton: *Suchpfade und Wegspuren. Über Identität und Wanderung*. Banater Bibliothek Band 8, München 2008, insb. S. 101 ff; Sterbling, Anton: *Verwerfungen in Modernisierungsprozessen*. Soziologische Querschnitte, Hamburg 2012, insb. 281 ff; Sterbling, Anton: *Grenzgänge, Heimat, Wanderungen. Narrative über das zerbrochene Sinnmuster der Vergangenheit*, Ludwigsburg 2013, insb. S. 135 ff.

²⁵ Solche Beobachtungen konnte ich vielfach auf Forschungsreisen und nicht zuletzt auf Studienreisen mit dem Graduiertenkolleg „Kulturelle Orientierungen und gesellschaftliche Ordnungsstrukturen“ der Universität Jena machen, dem ich seit 2006 als betreuender Professor angehöre.

Abwanderung aus ländlichen Gebieten – Südosteuropa und östliche Bundesländer im Vergleich

Im Sommer 2012 fand eine Tagung zum Thema „Abwanderung aus ländlichen Gebieten. Ursachen, Motive, Erscheinungsformen und Folgeprobleme“ statt, zu der ein Tagungsband im September 2013 erschienen ist. Bereits im Jahr 2005 fand im Haus Klingewalde in Görlitz eine internationale Tagung zum Problemkreis „Migrationsprozesse, Probleme von Abwanderungsregionen, Identitätsfragen“ statt. In den auf Südosteuropa wie auch auf ostdeutsche Bundesländer und deren ländliche Randgebiete bezogenen Beiträgen dieser Tagungen werden natürlich deutliche Unterschiede sichtbar, aber doch auch einige interessante Ähnlichkeiten und Parallelen erkennbar. Wichtige Erkenntnisse dieser Tagungen und darüber hinaus sind aus meiner Sicht folgende.

Bei den Abwanderungsprozessen aus ländlichen Gebieten handelt es sich oft um Vorgänge mit einer starken *eigendynamischen Komponente*,²⁶ das heißt, das solche Prozesse sich nicht nur durch ihren Verlauf und ihre Rückwirkungen verstärken, sondern auch, dass sie teilweise die strukturellen Bedingungen und Handlungsmotive selbst hervorbringen, die ihre weitere Entwicklung bestimmen. Das bedeutet auch, dass es bestimmte kritische Schwellenwerte gibt, bei denen, wenn sie einmal überschritten werden, ein beschleunigter und vielfach auch unumkehrbarer Fortlauf der Entwicklungen erfolgt.

Ungünstige wirtschaftsstrukturelle und soziodemographische Entwicklungen müssen sicherlich nicht als Voraussetzungen eines zwingenden Niedergangs der Kultur oder als unausweichliche kulturelle Verödung einer Region verstanden werden, denn Kultur ist nicht nur ein weiter Begriff, sondern auch ein sehr vitales Gesamtphänomen. Dennoch kann der Niedergang oder der Zusammenbruch von infrastrukturellen Gegebenheiten infolge wirtschaftlicher und soziodemographischer Entwicklungen auch gravierende kulturelle Folgeschäden nach sich ziehen, wenn bestimmte *Schwellenwerte* überschritten werden.

Kann man Prozesse mit einer erheblichen *eigendynamischen Komponente* überhaupt durchbrechen? Gibt es Möglichkeiten der Gegensteuerung? Welche Rolle spielen dabei die Kultur und die kulturelle Infrastruktur?

Wenn von „Schwellenwerten“ in sozialen Prozessen gesprochen wurde, so bedeutet dies auch, dass Gegensteuerungsmöglichkeiten allemal erfolgreich sein können, ehe entsprechende kritische Entwicklungsverläufe eingetreten sind. Eine Garantie des Erfolgs von Gegensteuerungsmaßnahmen besteht zwar nicht, aber eine verantwortliche Pflicht – bei gegebenem politischen Willen oder Auftrag – etwas Entsprechendes zu unternehmen. Sicherlich ist dabei, mit einem Blick auf ostdeutsche und sächsische ländliche Randgebiete und Abwanderungsregionen, vor allem an wirtschafts- und infrastrukturelle und mithin auch soziodemographische Maßnahmen der „Gegensteuerung“ zu denken. Aber wohl ähnlich wichtig erscheint die Stärkung der Kultur

²⁶ Siehe auch: Sterbling, Anton: *Suchpfade und Wegspuren. Über Identität und Wanderung*. Banater Bibliothek Band 8, München 2008, insb. S. 131 ff.

und kulturellen Infrastruktur, die Abwendung der kulturellen Verödung der Region. Bereits vor einigen Jahren habe ich als eine unabdingbare Bedingung in dieser Hinsicht, die Bestandswahrung und Stabilisierung der Hochschulen in der Region angesprochen. Mittelfristig, aber keineswegs langfristig erscheint dies heute gesichert zu sein. Und dann gibt es natürlich auch noch andere Aspekte der Kultur, deren Festigung oder Stärkung wichtig für die mögliche, aber keineswegs sichergestellte Abwendung der kulturellen Verödung, etwa eines Landkreises, wie ihn der Landkreis Görlitz darstellt, wären.

Literatur

- Berger, Peter L./Luckmann, Thomas: Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit, Frankfurt a. M. 1969
- Deutsch, Karl W.: Nationenbildung, Nationalstaat, Integration, Düsseldorf 1972
- Durkheim, Emile: Les formes élémentaires de la vie religieuse, Paris 1968
- Gehlen, Arnold: Über Kultur, Natur und Natürlichkeit, in: Gehlen, Arnold: Anthropologische und sozialpsychologische Untersuchungen, Reinbek bei Hamburg 1986 (S. 78-92)
- Habermas, Jürgen: Ein Fragment (1977): Objektivismus in den Sozialwissenschaften, in: Habermas, Jürgen: Zur Logik der Sozialwissenschaften, Frankfurt a. M. 1985 (S. 541-607)
- Habermas, Jürgen: Theorie des kommunikativen Handelns, Frankfurt a. M. 1981 (2 Bde)
- Herder, Johann Friedrich: Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit, Bodenheim 1995
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Phänomenologie des Geistes, Werke 3. Band, Frankfurt a. M. 1986;
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich: Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte, Werke 12. Band, Frankfurt a. M. 1986
- Leber, Reinhard: Politische Kultur und Systemtransformation in Rumänien. Lokalstudie zu der Stadt Temeswar, Frankfurt a. M. usw. 1996
- Malinowski, Bronislaw: Schriften zur Anthropologie, Frankfurt a. M. 1986
- Hösch, Edgar: Geschichte der Balkanländer. Von der Frühzeit bis zur Gegenwart, München 21993
- Holenstein, Elmar: Kulturphilosophische Perspektiven. Schulbeispiel Schweiz. Europäische Identität auf dem Prüfstand. Globale Verständigungsmöglichkeiten, Frankfurt a. M. 1998
- Husserl, Edmund: Ideen zu einer reinen Phänomenologie und phänomenologischen Philosophie. Erstes Buch: Einführung in die reine Phänomenologie, den Haag 1950
- Mead, George H.: Gesammelte Aufsätze, Frankfurt a. M. 1987 (2 Bde)
- Müller, Ernst Wilhelm/König, René/Koeppling, Klaus-Peter/Drechsel, Paul (Hrsg.): Ethnologie als Sozialwissenschaft. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, Sonderheft 26, Opladen 1984
- Neumann, Victor: Die bürgerliche Kultur in Siebenbürgen und im Banat: Die Rolle Temeswars in den politischen Umgestaltungsprozessen vom Dezember 1989, in: Gleichwertig nicht gleichförmig. Multikulturalismus als Politikum und als Modell. Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik, 11. Jg., Heft 1, Dinklage 1999 (S. 38-51)
- Neumann, Victor (Hrsg.): Identitate și cultură. Studii privind istoria Banatului [Identität und Kultur. Studien, die Geschichte des Banats betreffend], Bukarest 2009
- Ollig, Hans-Ludwig (Hrsg.): Neukantianismus. Texte der Marburger und der Südwestdeutschen Schule, ihre Vorläufer und Kritiker, Stuttgart 1982
- Parsons, Talcott: The Social System, London 1951
- Parsons, Talcott: Gesellschaften. Evolutionäre und komparative Perspektiven, Frankfurt a. M. 1975
- Rüb, Matthias: Balkan Transit. Das Erbe Jugoslawiens, Wien 1998
- Schütz, Alfred: Der sinnhafte Aufbau der sozialen Welt. Eine Einleitung in die verstehende Soziologie, Frankfurt a. M. 1974
- Schütz, Alfred/Luckmann, Thomas: Strukturen der Lebenswelt, Frankfurt a. M. 1979;
- Solms, Wilhelm (Hrsg.): Nachruf auf die rumäniendeutsche Literatur, Marburg 1990
- Stagl, Justin: Volkskultur, Hochkultur, Nationalkultur, in: Balla, Bálint/Sterbling, Anton (Hrsg.): Zusammenbruch des Sowjetsystems – Herausforderung für die Soziologie, Hamburg 1996 (S. 213-238)

- Sterbling, Anton: Kontinuität und Wandel in Rumänien und Südosteuropa. Historisch-soziologische Analysen, München 1997
- Sterbling, Anton: Unterdrückung, Ideologie und Mythen in Südosteuropa, in: Sterbling, Anton: Modernisierungsprobleme und Ungleichzeitigkeiten des Denkens in Ost und West. Rothenburger Beiträge. Schriftenreihe der Fachhochschule für Polizei Sachsen, Band 3, Rothenburg/OL 1999 (S. 61-89)
- Sterbling, Anton: Deutsche in Rumänien – eine langfristige Betrachtungsperspektive, in: Sterbling, Anton: Modernisierungsprobleme und Ungleichzeitigkeiten des Denkens in Ost und West. Rothenburger Beiträge. Schriftenreihe der Fachhochschule für Polizei Sachsen, Band 3, Rothenburg/OL 1999 (S. 127-159)
- Sterbling, Anton (Hrsg.): Migrationsprozesse, Probleme von Abwanderungsregionen, Identitätsfragen. Beiträge zur Osteuropaforschung, Band 12, Hamburg 2006
- Sterbling, Anton: „Am Anfang war das Gespräch“. Reflexionen und Beiträge zur „Aktionsgruppe Banat“ und andere literatur- und kunstbezogene Arbeiten, Hamburg 2008
- Sterbling, Anton: Konturen eines europäischen Migrations- und Sozialraum in Südosteuropa, in: Berger, Peter A./Weiß, Anja (Hrsg.): Transnationalisierung sozialer Ungleichheit, Wiesbaden 2008 (S. 137-160)
- Sterbling, Anton: Suchpfade und Wegspuren. Über Identität und Wanderung. Banater Bibliothek Band 8, München 2008
- Sterbling, Anton: Kultur der Ränder – das multiethische Banat, in: Gehler, Michael/Pudlat, Andreas (Hrsg.): Grenzen in Europa, Hildesheim-Zürich-New York 2009 (S. 135-144)
- Sterbling, Anton: Kulturelle Identitätsfragen und Minderheitenlagen. Das Beispiel der Banater Schwaben in Rumänien, in: Vogt, Matthias Theodor/Sokol, Jan/Bingen, Dieter/Neyer, Jürgen/Löhr, Albert (Hrsg.): Minderheiten als Mehrwert, Frankfurt a. M. 2010 (S. 249-278)
- Sterbling, Anton: Verwerfungen in Modernisierungsprozessen. Soziologische Querschnitte, Hamburg 2012
- Sterbling, Anton: Grenzgänge, Heimat, Wanderungen. Narrative über das zerbrochene Sinnmuster der Vergangenheit, Ludwigsburg 2013
- Sterbling, Anton: Interkulturalität, „weiche“ Normen und soziale Konventionen. Beobachtungen aus dem multiethnischen Banat, in: Moosmüller, Alois (Hrsg.): Interkulturalität und kulturelle Diversität, Münster-New York-München-Berlin 2013 (S. 141-153)
- Weber, Max: Gesammelte Aufsätze zur Wissenschaftslehre, Tübingen 1988
- Weiß, Johannes: Max Webers Grundlegung der Soziologie. Eine Einführung, München 1975

Michèle Spohr, Hannover¹

Das Verhältnis von Infrastrukturen und Dörflichkeit

Gegenwärtig wird der ländliche Raum in der politischen und sozialwissenschaftlichen Debatte hauptsächlich aus einer Defizitperspektive betrachtet und häufig als Restkategorie beschrieben: Die durch den demographischen Wandel hervorgerufenen Strukturprobleme führten zu einer Abwanderung vieler Bewohner und somit zur Verödung zahlreicher Dörfer. Infrastrukturen werden zurückgebaut oder nicht mehr bereitgestellt. Durch die Anpassung der dörflichen Lebensweise an den urbanen „Lifestyle“ komme es zu einem Verlust von Gemeinschaft.

Was das Leben im ländlichen Raum und im Dorf im Speziellen ausmacht, was unter einer typisch dörflichen Lebensweise, unter Dörflichkeit, zu verstehen ist und ob es eine solche überhaupt noch gibt und was sie ausmacht, darüber ist wenig bekannt.

Ähnlich sieht es mit dem Thema Infrastrukturen aus. Zwar werden der Infrastrukturrückbau und die schlechtere Infrastrukturausstattung gegenüber städtischen Räumen beklagt, es gibt aber kaum Untersuchungen darüber, welche sozialen Funktionen dörfliche Infrastrukturen neben ihren originären erfüllen.

Dieser Beitrag stellt das von der DFG geförderte Projekt „Das Verhältnis von Infrastrukturen und Dörflichkeit“ vor und geht dabei vor allem auf das Phänomen der Dörflichkeit und die Notwendigkeit den Infrastrukturbegriff neu zu denken ein.

Die Untersuchungsdörfer

Bevor im Detail auf das Forschungsprojekt eingegangen wird, stelle ich an dieser Stelle die Untersuchungsdörfer vor. Für das Projekt wurden zwei Dörfer in Niedersachsen ausgewählt: Schorborn (ca. 350 Einwohner) 80 km südlich von Hannover und Otersen (ca. 500 Einwohner) 80 km nördlich von Hannover gelegen. Die beiden Dörfer unterscheiden sich hinsichtlich ihrer ökonomischen Situation, ihrer infrastrukturellen Ausstattung und ihrer demographischen Entwicklung.

Schorborn hat vor allem mit dem Wegzug junger Menschen zu kämpfen, viele Häuser stehen leer und verfallen. Bis auf das „Schorborn-Café“ wurden alle dörflichen Infrastrukturen zurückgebaut. Das Café hat sonntags geöffnet und wird von einer christlichen Drogentherapie-Einrichtung betrieben. Allerdings wird das Café hauptsächlich von auswärtigen Gästen besucht. Fragt man genauer nach, wird dort aufgrund der Drogentherapie kein Alkohol ausgeschenkt; damit entfällt eine traditionelle Binfunktion und das Café ist kein „Krug“.

¹ Magistra Artium der Soziologie. Mitarbeiterin am Lehrstuhl Eva Barlösius, Leibniz-Universität Hannover, im DFG-Projekt „Das Verhältnis von Infrastrukturen und Dörflichkeit“ BA1072/6-1 AOBJ-Nr601969.

In Otersen finden wir eine andere Situation vor. Dort gibt es keine leerstehenden oder verfallenden Gebäude. Alle dem Denkmalschutz unterstehenden Gebäude wurden aufwendig saniert und sind bewohnt. Otersen besitzt eine Kneipe, einen Dorfladen und ein Café. Insgesamt weisen die Bewohner von Otersen ein hohes Engagement für ihr Dorf auf, so wurden der Dorfladen und das Café größtenteils ehrenamtlich von den Bewohnern aufgebaut und anfangs betrieben. Mittlerweile arbeiten dort vier Frauen aus Otersen festangestellt.

Für das Projekt wurden Dörfer ausgewählt, weil sich dort sowohl die Vorleistungen, das Verständnis und die Ermöglichung von Sozialität, von Gesellschaftlichkeit und Gemeinschaftlichkeit, eindeutiger bestimmen lassen als in Städten, wo sich vielfältige Prozesse und Strukturen überlagern. Hinzu kommt, dass sich die infrastrukturelle Ausstattung in vielen Dörfern – insbesondere in entlegenen – in den letzten Jahrzehnten verschlechtert hat, weshalb die Ausstattung und Erreichbarkeit von Infrastrukturen dort häufig als Problem wahrgenommen wird.

Die Dörfer wurden so unterschiedlich ausgewählt, um herauszufinden, ob ein Verhältnis zwischen der Ausstattung mit dörflichen Infrastrukturen und dem Phänomen der Dörflichkeit besteht und wenn ja, wie lässt sich dieses Verhältnis beschreiben? Welches Verständnis von Sozialität wohnt den dörflichen, räumlich fixierten Infrastrukturen inne? Wie tragen die dörflichen Infrastrukturen zum Phänomen der Dörflichkeit bei und welchen Einfluss hat Dörflichkeit auf (das Verständnis) von Infrastrukturen?

Dorf und Dörflichkeit

Ländlicher Raum ist gegenwärtig vorwiegend eine Kategorie für politisch-administrative Zwecke. Dies war nicht immer so, denn der Gegensatz von Stadt und Land gehörte zu jenen Ordnungsweisen, die auch die Soziologie geradezu paradigmatisch verwendete, um daran weitere Differenzen zu knüpfen, wie Moderne und Tradition, Anonymität und Vertrautheit, Kultur und Natur (vgl. Hahn 2005). An die Stelle dieser distinkten Unterscheidung ist seit den 1960er Jahren die Beschreibung eines Stadt-Land-Kontinuums getreten (vgl. Zimmermann 1986, 2001). Seit etwa zehn Jahren wird vermehrt mit der Unterscheidung in peripher und zentral gearbeitet, städtisch und ländlich werden als zusätzliche Bestimmungskriterien herangezogen. Diese Unterscheidungsweise hat auch Eingang in die offiziellen staatlichen räumlichen Klassifikationen gefunden (vgl. Barlösius/Schröder 2012). Dort werden als weitere Merkmale Bevölkerungsdichte bzw. Siedlungsstruktur, Raumfunktion und die Erreichbarkeit der Zentren verwendet (BBR 2005).

Wenn der Differenzierungsgehalt der „klassischen“ Gegensatzbestimmung Stadt und Land strittig geworden ist, so bleibt zu fragen, ob sich Dorf und Dörflichkeit noch zur Differenzbestimmung eignen. Damit geht einher, nochmals die Frage von Tönnies nach unterschiedlichen Formen der „Vergemeinschaftung“ und „Vergesellschaftung“ zu stellen. Ferdinand Tönnies ordnete Gemeinde, Dörfer und Kleinstädte dem Typ der Gemeinschaft zu, der eine „Einheit der Differenten“ bildet. Der Einzelne fühlt sich als Teil der Gemeinschaft und ist dieser verpflichtet (Tönnies 1978: 16). In der Gesellschaft, die Tönnies in der Stadt verortet, strebe der Einzelne dagegen nur nach seinem eigenen Nutzen (vgl. ebd.: 16). Gemeinschaft wie Gesellschaft sind bestimmte soziale Beziehungen eigen: „Alles vertraute, heimliche, ausschließliche Zusammenle-

ben (so finden wir) wird als Leben in Gemeinschaft verstanden. Gesellschaft ist die Öffentlichkeit, ist die Welt“ (ebd.: 3). Tönnies' Unterscheidung in Gemeinschaft und Gesellschaft und ihre Zuordnung zum Dorf oder zur Stadt hat viele Studien über Dörfer geprägt. Sie findet sich variiert auch in Hans Paul Bahrds These, dass sich das städtische Leben durch eine starke Polarität zwischen Öffentlichkeit und Privatheit auszeichnet, währenddessen im Umkehrschluss gilt, dass je schwächer diese Polarität ausgebildet ist, umso „dörflicher“ das Leben einer Ansiedlung ist (Bahrdt 1961: 60). Eine weitere Differenz sieht er in der Art der Sozialordnung: Entweder sind „alle sozialen Beziehungen durch ein dichtes, theoretisch lückenloses Netz personaler Bindungen vermittelt“ oder „Menschen begegnen [sich ständig], [treten] miteinander in Kommunikation und arrangieren [sich], ohne daß der eine für den anderen in einer gemeinsamen Ordnung ausreichend verortet ist“ (Bahrdt 1961: 64f).

Ilien/Jeggle haben in den 1970er Jahren das Dorfleben als eines beschrieben, dass wenig Individualität und Freiheit zulässt, in dem Identität und Rollen größtenteils „geerbt“ werden. „Die dörfliche Lebenswelt kennt keine Privatheit im bürgerlichen Sinn [...] es gibt keine Geheimnisse“ (Ilien/Jeggle 1978a: 36). Das dörfliche Leben spielt sich zwischen den Polen Vertrautheit und Kontrolle, Sicherheit und Zwang ab. Zudem existiert ein hoher Grad an Verbindlichkeit, der alle Gruppen einer Dorfgemeinschaft umfasst. Drastisch ausgedrückt: Das Dorf bildet einen „Not- und Terrorzusammenhang“ (Ilien/Jeggle 1978b). Nach Brüggemann/Riehle (1986) liegt der Schlüssel des dörflichen Eigensinns in der historisch geprägten Bäuerlichkeit von Dörfern, da sie die Wahrnehmung, das Denken und Handeln, die Kommunikations- und Interaktionsstile der Bewohner formt (ebd.: 17). Aus dieser Tradition heraus sei die spezifische Sozialform „Dorf“ entstanden, deren „Hartnäckigkeit“ bis heute vorherrsche. Für Henkel konstituiert sich das soziale Leben im Dorf hauptsächlich über „face to face“-Beziehungen, erschließt sich aus seinen „inneren Kräften“ und seiner sozialen Organisation (vgl. Henkel 2005: 41).

Neben diesen Charakterisierungen des Dorfes, die typische Ausprägungen sozialer Beziehungen und Verhältnisse hervorheben, sind weitere zu finden, die das Dorf entlang von geographischen und materiellen Merkmalen sowie sozialen Strukturen beschreiben (insbesondere topographische Lage und die Größe, Siedlungsformen, Art und Stellung der Wohn- und Wirtschaftsgebäude, sozialstrukturelle Zusammensetzung, Anteil der Landwirtschaft) (vgl. ebd.: 41-42). Hierzu gehören auch die Ausstattung mit und der Zugang zu Infrastrukturen, speziell die technischen und die materiellen Voraussetzungen dieser Vorleistungen.

Das Forschungsprojekt arbeitet mit der Unterscheidung in „Dorf“, worunter materielle und sozialstrukturelle Eigenschaften gefasst werden, und „Dörflichkeit“, worunter „dorftypische“ Ausprägungen von Sozialität (Gesellschaftlichkeit/Gemeinschaftlichkeit) verstanden werden. Merkmale wie Siedlungsstruktur, geographische Lage, Größe und Entfernung sind nicht ausreichend, um ein Verständnis von Dörflichkeit zu entwickeln.

Um die Frage nach der Dörflichkeit beantworten zu können, wurden Leitfadeninterviews mit den Bewohnern von Schorborn und Ottersen geführt. Die Leitfadeninterviews enthielten Fragen zu folgenden Punkten: Der Wahrnehmung und Bewertung von Dörflichkeit und ob und welche sozialen Regeln von den Bewohnern als „dörflich“ identifiziert werden.

Die Bewohner beider Untersuchungsdörfer schildern Dörflichkeit als eine spezifische Form der Gemeinschaft (Tönnies). Dörflichkeit, als besondere Form der Gemeinschaft, wird mit dörfli-

chen Strukturen umschrieben, zu denen die ortsansässigen Vereine, die Nachbarschaft und gegenseitige Hilfe, sowie Veranstaltungen (Feste, Straßenfeste usw.) im Dorf zu zählen sind. Des Weiteren beziehen sich die Bewohner auf eine besondere Art der Kommunikation. Vertrautheit und Zusammenhalt spielen dabei eine wesentliche Rolle. Des Weiteren werden, um das Leben im Dorf zu beschreiben, bestimmte soziale Regeln genannt, die sich in abgestufte Grade unterscheiden lassen (Geflogenheiten, gutes Zusammenleben, Pflichten). Die Aussagen der Bewohner von Schorborn und Otersen unterscheiden sich nicht voneinander.

Infrastrukturen

Die Soziologie befasst sich erst seit wenigen Jahren mit dem Thema Infrastrukturen. Daraus lässt sich erklären, dass bisher ein systematisches Verständnis von Infrastrukturen fehlt. Die eigentliche Karriere des Infrastrukturbegriffs begann erst in den 1950/1960er Jahren. Noch bis in die 1940er Jahre herrschte ein technisches Verständnis von Infrastrukturen vor und bezeichnete vor allem die Gas-, Energie- und Wasserversorgung sowie Mobilitätsnetze, wie Eisenbahntrecken und die Autobahnen (vgl. van Laak 2006, van Laak 1999: 281). In der Nachkriegszeit verlor der Infrastrukturbegriff seine technische Konnotation. Fortan fiel alles, „[...] was als Vorleistung für das Gelingen einer differenzierten und wohlständigen² Gesellschaftsordnung verstanden werden konnte [...] unter den Begriff“ (van Laak 2008a: 106). Dazu gehörten die Leistungen der Versorgungsbetriebe, die Infrastruktur- und Gesundheitsverwaltung, die Wirtschaftsplanung und Arbeitsmarktsteuerung, die dafür sorgen sollten, dass der Mensch „dienstbar“ gemacht wird (vgl. Forsthoff 1959: 15f.). Forsthoff fasste – noch im nationalsozialistischen Zeitgeist befangen – die infrastrukturellen und weitere Vorleistungen der Verwaltung unter dem Begriff der Daseinsvorsorge zusammen, der die kommunale Diskussion Westdeutschlands entscheidend prägen sollte. Im Projekt arbeiten wir nicht mit dem Begriff Daseinsvorsorge, erstens wegen seiner historischen Belastetheit, zweitens, weil er die Ausstattung und Garantie von Infrastrukturen beinahe ausschließlich als öffentliche Aufgabe fasst, währenddessen Bereitstellung und Vorhaltung von Infrastrukturen ganz unterschiedlich erfolgen.

Das soziologische Interesse an Infrastrukturen wurde erst im Kontext der Privatisierung, des Rück- und Abbaus von Infrastrukturen in ländlichen Räumen geweckt (Barlösius/Spoehr 2013). Soziologische Forschungslinien sind: Infrastrukturen als Vorleistungen für funktional differenzierte Gesellschaften zu betrachten, sie als Motoren der sozial-räumlichen Integration zu analysieren, die sozialisierende Wirkung zu untersuchen und die symbolische Dimension in den Blick zu nehmen (vgl. Beetz et al. 2008). Es zeigt sich demnach, dass zunehmend die sozialen Eigenschaften und Funktionen von Infrastrukturen in den Blick genommen werden. Welche Vorleistungen durch Infrastrukturen erbracht werden, ist Ergebnis gesellschaftlicher und politischer Aushandlungen. Darin, was als infrastrukturelle Vorleistung anerkannt, umgesetzt und durchgesetzt ist, drückt sich eine praktisch wirksame Auffassung von Sozialität (Gesellschaftlichkeit/Gemeinschaftlichkeit) aus.

² Auf den Neologismus „wohlständig“ sei hingewiesen; er faßt eine soziologisch durchaus faßbare Grundannahme der Bundesrepublik interessant zusammen. [A.d.R.]

Das Forschungsprojekt konzentriert sich auf solche Infrastrukturen, die bislang wenig erforscht, die zudem räumlich fixiert sind, die weiterhin nicht vollkommen staatlichen Vorgaben unterliegen, an deren Bereitstellung und Vorhaltung die Bewohner mitwirken können und die traditionell zur öffentlichen und privaten Grundausrüstung in ländlichen Gemeinden gehör(t)en. Ausgewählt wurden: Kirche, Dorfladen und Kneipe/Gasthaus.

Um die Frage nach der diesen Infrastrukturen innewohnenden Sozialität beantworten zu können, muss man sich vom technisch-materiellen Verständnis von Infrastrukturen lösen und nicht nur ein funktionales Verständnis von Infrastrukturen, sondern zusätzlich ein soziales Verständnis von Infrastrukturen entwickeln. Auf diese Weise können die sozialen Aspekte und symbolischen Bedeutungen von Infrastrukturen stärker in den Blick genommen und Infrastrukturen als Orte verdichteter Interaktion und Kommunikation analysiert werden. Grietje Neugebauer beispielsweise hat in einer Untersuchung über Kirchenbaufördervereine in Ostdeutschland festgestellt, dass sich viele Bürger in diesen Vereinen engagieren, obwohl sie keiner Konfession angehören. Ihr Engagement für diese Einrichtung, die die Bürger nicht ihrer originären Funktion gemäß nutzen (sofern nicht kulturanthropologisch argumentiert werden soll, daß die Mitfunktion des Kirchturms seiner konfessionellen Zuordnung vorangehe), begründen sie damit, dass sie sich an der Wiederherstellung der symbolischen Mitte des Ortes beteiligen wollen (vgl. Neugebauer 2009). Kirchen werden als Orte der generationenübergreifenden Identifikation, Erinnerung und als Symbole der Dauer wahrgenommen, ihr Wegfall als Verlust der „dörflichen Mitte“ (Schieder 2006).

Ausblick

Die Ergebnisse zum Thema Dörflichkeit, also der Frage, welche Ausprägungen von Gesellschaftlichkeit und Gemeinschaftlichkeit von den Dorfbewohnern als typisch für ihr Dorf genannt werden, wie sie das Phänomen der Dörflichkeit charakterisieren, soll im weiteren Projektverlauf in Bezug zu den Ergebnissen der dörflichen Infrastrukturen innewohnenden Sozialität gesetzt werden. Darauf aufbauend soll untersucht werden, ob ein und welches Verhältnis zwischen Dörflichkeit und der „Sozialität der Infrastrukturen“ besteht. Daran anschließend soll die Frage untersucht werden, ob und wie dörfliche Infrastrukturen zum Verständnis und zur Ermöglichung von Dörflichkeit beitragen.

Hierfür sollen Infrastrukturbetreiber (auch ehemalige) als Experten und anschließend Nutzer der genannten Infrastrukturen befragt werden.

Literatur

- Hahn, Achim (2005): Stadt – Land, Zwischenstadt. In: Stephan Beetz/Kai Bauer/Claudia Neu (Hrsg.): Handwörterbuch zur ländlichen Gesellschaft in Deutschland. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 233-239.
- Zimmermann, Clemens (1986): Dorf und Stadt in der Sozialgeschichte, in: Wolfgang Schieder/Volker Sellin (Hrsg.): Sozialgeschichte in Deutschland II. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, S. 90-112.
- Zimmermann, Clemens (2001): Dorf und Stadt. Ihre Beziehungen vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Frankfurt/M.: DLG-Verlag.
- Barlösius, Eva/Schröder, Marlen (2012): Kategorien der Raumordnung und ihr inhärentes Verständnis von Infrastrukturen – Ein Vergleich von Schweden, Frankreich und Deutschland, in: Zeitschrift für Agrargeschichte und Agrarsoziologie, Jg. 60, Heft 1, S. 56-72.
- Barlösius, Eva/Spohr, Michèle (2013): Rückzug „vom Lande“. Die sozial-räumliche Neuordnung durch Infrastrukturen, in: Berger, Peter A./Keller, Carsten/Klärner, Andreas/Neef, Rainer: Urbane Ungleichheiten. Neue Entwicklungen zwischen Zentrum und Peripherie. (i. E.)
- BBR (Bundesamt für Bauwesen und Raumordnung) (2005): Raumordnungsbericht 2005, Berichte, Band 21, Bonn, S. 15ff.
- Tönnies, Ferdinand (1978): Gemeinschaft und Gesellschaft. Grundbegriffe der reinen Soziologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Bahrdt, Hans Paul (1961): Die moderne Großstadt. Soziologische Überlegungen zum Städtebau. Hamburg: Wegner.
- Ilien, Albert/Jeggle, Utz (1978b): Die Dorfgemeinschaft als Not- und Terrorzusammenhang. Ein Beitrag zur Sozialgeschichte des Dorfes und zur Sozialpsychologie seiner Bewohner, in: Hans-Georg Wehling (Hrsg.): Dorfpolitik. Opladen: Leske + Budrich, S. 38-53.
- Brüggemann, Beate/Riehle, Rainer (1986): Das Dorf: Über die Modernisierung einer Idylle. Frankfurt/M.: Campus.
- Henkel, Gerhard (2005): Dorf und Gemeinde, in: Stephan Beetz, Kai Bauer, Claudia Neu (Hrsg.): Handwörterbuch zur ländlichen Gesellschaft in Deutschland. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, S. 41-54.
- Laak, Dirk van (1999): Der Begriff der Infrastruktur und was er vor seiner Erfindung besagte, in: Archiv für Begriffsgeschichte, Bd. 41, S. 280-299.
- Laak, Dirk van (2006): Garanten der Beständigkeit. Infrastrukturen als Integrationsmedien des Raumes und der Zeit, in: Anselm Doering-Manteuffel (Hrsg.): Strukturmerkmale der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts. München: Oldenbourg, S. 167-180.
- Laak, Dirk van (2008a): Infrastruktur und Macht, in: François Duceppe-Lamarre/Jens Ivo Engels (Hrsg.): Umwelt und Herrschaft in der Geschichte / Environnement et pouvoir: une approche historique. München: Oldenbourg, S. 106-114.
- Forsthoff Ernst (1938): Die Verwaltung als Leistungsträger, Stuttgart: W. Kohlhammer.
- Beetz, Stephan/Barlösius, Eva/Neu, Claudia (2008): Lebensqualität und Infrastruktur, in: Reinhard F. Hüttl/Oliver Bens/Tobias Plieninger (Hrsg.) 2008: Zur Zukunft ländlicher Räume Entwicklungen und Innovationen in peripheren Regionen Nordostdeutschlands. Forschungsberichte der Interdisziplinären Arbeitsgruppen der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 20. Berlin: Akademie Verlag, S. 328-353.
- Neugebauer, Grietje (2009): Wiederherstellung der symbolischen Mitte des Ortes. Einblick in eine laufende Untersuchung zu Kirchbaufördervereinen, in: Praktische Theologie, Heft 1, S. 57-66.
- Schieder, Rolf (2006): Dorfkirchen als Orte der Identifikation. Kirchbaufördervereine in praktisch-theologischer Perspektive, in: Pastoraltheologie, Jg. 95, Heft 10, S. 440-453.

Anne Pallas, Dresden¹

Vom Menschen her denken

Potentiale multifunktionaler (Kultur)Institutionen im ländlichen Raum.

„Wir werden kleiner, klüger und kooperativer“². Christian Schramm, der Präsident des Sächsischen Kultursenats, traf diese Einschätzung auf einer Tagung der sächsischen Landeszentrale für politische Bildung. Er zeigt an, dass der Wandel an sich kaum aufzuhalten ist (kleiner) und es also darum gehen muss, die Folgen zu gestalten und die darin liegenden Chancen zu nutzen (klüger und kooperativer). Über Prognosen hinaus, gilt es jetzt aktiv zu werden und eine Debatte verschiedener Gestaltungsansätze zuzulassen und zu befördern.

Ich möchte Ihnen Beobachtungen, Ableitungen und Lösungsansätze aus der soziokulturellen Praxis vorstellen, die sich mit einer Frage beschäftigen: Wie erhalten und entwickeln wir Lebensqualität, starke Gemeinschaften und damit zukunftsfähige Regionen mit Innovationspotenzial? Anders gesagt, wie befördern wir ein positives Image der Regionen?

Ich möchte zunächst die Richtung meiner Ausführungen verdeutlichen. Erstens: Kulturpolitik ist Gesellschaftspolitik und hat damit auch den Auftrag jenseits von Einlassungen über Kunstfreiheit, ästhetischer Aneignung oder dem Auratischen der Kunst, Gesellschaft zu gestalten. Und zweitens: es geht auch um die Kraft, die Krisen innewohnt. Der Wandel der Bevölkerungsstruktur wird in den meisten Fällen als Krise und damit als Bedrohung empfunden. Wir können ihn aber auch als Chance sehen, Strukturen verändern zu können.

Regionen und Kommunen, die von starkem Bevölkerungsrückgang betroffen oder bedroht sind, müssten eigentlich drei Strategien verfolgen:

- der Abwanderung etwas entgegen setzen;
- die Zuwanderung fördern;
- alle Potentiale des Gemeinwesens ausschöpfen;

Ich möchte diese Strategien zunächst mit kulturpolitischem Handeln untersetzen und anschließend in einem Ansatz zusammenführen. Dabei werde ich abschließend die Bedingungen und Rahmen nennen, die nötig sind, um eine institutionalisierte Multifunktionalität im Gemeinwesen gewährleisten zu können.

¹ Geschäftsführerin Landesverband Soziokultur Sachsen e.V. Diplom-Soziologie und Master of Arts Kulturmanagement. 2006 bis 2011 Geschäftsführerin des Soziokulturellen Zentrums Putzjatinhaus e.V. in Dresden; 2008 bis 2011 Vorstandsmitglied im Landesverband Soziokultur Sachsen e.V.; seit 2011 Geschäftsführerin des Landesverbandes Soziokultur Sachsen e.V.

² *Der Mensch geht – der Wolf kommt? Ein Beitrag aus kommunalpolitischer Sicht.* Vortrag auf der Tagung „Schneller, Höher, Älter – Sachsen 2030“ am 20.11.2013 in Dresden

Der Abwanderung entgegen wirken

Die erste Frage ist, wer geht? Es gehen vor allem junge, aktive und gut ausgebildete Menschen, und insbesondere junge Frauen!³ Albrecht Göschel hat das, zumal in Ostdeutschland, als eine Art Heiratsflucht bezeichnet, weil der heimische Männermarkt zu unattraktiv sei.⁴ Abwanderung ist also selektiv. Das Problem ist dabei weniger die Verringerung der Bevölkerung, sondern eine einseitige Abwanderungsbewegung der Jungen und Aktiven, die eine Restbevölkerung übrig lässt.

Speziell in Sachsen gehen junge Menschen nach Dresden, Leipzig oder Berlin. Im Jahr 2013 handelt es sich also weniger um eine Ost-West-Binnenwanderung, sondern um Landflucht bzw. positiver ausgedrückt: um eine Re-Urbanisierung.

Die zweite Frage ist, warum gehen sie? In der Hauptsache geht es immer noch um Ausbildungs- und Berufsziele, die im eigenen Ort nicht verwirklicht werden können, aber auch um das schlechte Image, das manche Regionen für junge Menschen ausstrahlen. Dabei gab es schon immer Wanderungsbewegungen vom Land in die Stadt, etwa zu Ausbildungszwecken. Der Befund heute ist vor allem deshalb so besorgniserregend, weil die jungen Leute selten zurückkehren. In einem Beitrag des MDR zur Situation in Sachsen-Anhalt diagnostizierten Forscher des Leibniz-Institutes eine „Abwanderungskultur“. Demnach hätten junge Menschen kein Vertrauen in die Zukunftsfähigkeit ihrer Heimatregion. Das schlechte Image, so die Forscher, habe sich verfestigt.⁵

Aber es ist möglich, dieser Abwanderungskultur etwas entgegen zu setzen. Denn neben der Arbeitsmarktsituation spielt für das Bleibeverhalten und vor allem Rückkehrverhalten junger Menschen auch die Attraktivität des Ortes und der Region eine Rolle.

Wir sollten uns zum Beispiel fragen: Gibt es ein auf die Lebenswelt Jugendlicher und junger Erwachsener bezogenes offenes und experimentierfreudiges Freizeitangebot? Gibt es Platz für jugendkulturelle Veranstaltungen, auch von jungen Menschen selbstorganisiert? Oder anders ausgedrückt: Fühle ich mich hier als junger Mensch mit meinem Lebensstil willkommen oder fühle ich mich eher abgelehnt in der manchmal eher kleinstädtischen oder dörflichen Beschaulichkeit? Ist hier was los?

Bindungskraft und positive Identifikation mit einem Ort können dann gelingen, wenn junge Menschen in ihrer Region neben jugendkulturellen Veranstaltungen Gestaltungsspielräume vorfinden. Bekommen junge Menschen diese Möglichkeit, binden sie sich zumeist sehr stark und engagieren sich auch dann weiter, wenn sie gezwungen oder gewollt sind, ihren Heimatort zu verlassen (Arbeitsmarktlage).

Dass diese Bindung funktioniert, sieht man zum Beispiel beim Treibhaus in Döbeln – einem Soziokulturellen Zentrum in Sachsen. Es wurde aus der Initiative junger Menschen gegründet. Ein Großteil der „Gründergeneration“ ist mittlerweile sehr gut ausgebildet und arbeitet in Berlin,

³ Vgl. Kröhnert, Steffen; Klingholz, Reiner (2007): *Not am Mann. Von Helden der Arbeit zur neuen Unterschicht? Lebenslagen junger Erwachsener in wirtschaftlichen Abstiegsregionen der neuen Bundesländer*. Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung.

⁴ Göschel, Albrecht: *Demographischer Wandel – Chance oder Bedrohung?* Vortrag auf dem 3. Sächsischen Fachtag Soziokultur am 28.11.2012. in Leipzig.

⁵ Beitrag des MDR Info <http://www.mdr.de/mdr-info/abwanderung-sachsenanhalt102.html> (20.11.13)

Leipzig oder Dresden. Dennoch fühlen sie sich immer noch mit ihrem Zentrum verbunden und kehren regelmäßig zurück, sind noch Mitglied im Verein oder wirken bei Projekten mit. Das Treibhaus in Döbeln ist für viele ehemalige Döbelner ein „Anker in die Heimat“ und für Döbeln das „Fenster zur Welt“. Ähnliches gilt für die Alte Brauerei in Annaberg-Buchholz, die Kulturfabrik in Hoyerswerda, das Steinhaus in Bautzen und andere Kulturhäuser, die mit ihren Programmen auch offen sind für jugendkulturelles Engagement.

Hier verbergen sich über die Zentren hinaus enorme Potentiale für die Regionen. Weil die kreativen und auch kritischen Einflüsse junger Menschen mit Stadterfahrung – ob als Pendler oder Wochenendheimkehrer – auch zu einem weltoffenen Klima beitragen können. Und das ist auch für ortsansässige junge Leute attraktiv. Kurz gesagt, urbanes „Humankapital“ bereichert die ländlichen Regionen.

Wie stark die kulturelle Unattraktivität des ländlichen Raums wirken kann, wird spätestens dort deutlich, wo Menschen in Städten wie Leipzig oder Dresden wohnen, aber zur Arbeit nach Riesa, Torgau oder Döbeln pendeln. Der zunehmende Fachkräftemangel im ländlichen Raum führt dazu, dass die mühsame Suche nach Kultur- und Projektmanagern, Kunstpädagogen oder Sozialpädagogen, Künstlern und Musikern bis hin zu guten Buchführern darin endet, einen Städter zum Pendeln aufs Land zu bewegen. Ich spreche hier nicht unbedingt von Stadt-Land-Pendlern, die bereits ihren Lebensmittelpunkt in einer größeren Stadt haben, sondern von jungen ungebundenen Leuten, denen der kleinstädtische Raum zum Leben zu unattraktiv ist.

Das ist die eine Seite des Befundes. Die andere Seite ist auch eine positive, weil durch diesen Austausch auch urbaner Wind durch die Kleinstädte weht, wenn nämlich Städter in ländlichen Institutionen wirken – sei es als feste Mitarbeiter, Kursleiter oder Künstler. Das ist m. E. ein unterschätzter Mehrwert, den Kultureinrichtungen überhaupt in den ländlichen Räumen bewirken, besonders dann, wenn wir von Verödung reden.

Der Abwanderung etwas entgegen zu setzen bedeutet also zuerst, die Zielgruppe, die abwandert in den Blick zu nehmen und deren Lebenswelten, Bedürfnisse und Wohlfühlfaktoren ernst zu nehmen. Etwas pointiert ausgedrückt, wer sein öffentliches Leben allein auf Heimat, Brauchtums- und Traditionspflege und eine Festivalisierung des ländlichen Raums fokussiert, wird selbst bei positiver Arbeitsmarktlage die jungen Leute verlieren. Wir brauchen also ein Umdenken, denn der Schatz jeder Kommune ist die Jugend.

Die Zuwanderung fördern

Auch diese Strategie kann durch die Kulturpolitik unterstützt werden. Zwar mögen zunächst infrastrukturelle oder rechtliche Komponenten ausschlaggebend sein, ob z.B. ausländische Fachkräfte in ländliche Regionen ziehen. Soziokulturelle Komponenten aber werden über deren Bleiben und Ankommen entscheiden. Es geht also um eine Willkommenskultur. Nicht zu unterschätzen ist auch die sogenannte Netzwerkmigration, die einen weiteren Zuzug ausländischer Fachkräfte befördert, wenn sich die ersten Auswanderer wohl fühlen in ihrer neuen Heimat. Bei einem Ausländeranteil von 1 bis 1,8% in den Landkreisen Sachsens (eine Ausnahme

bildet der Landkreis Meißen mit 2,4%)⁶ gibt es kaum interkulturelle Einflüsse. Hier kann die Kultur- und Kunstproduktion (und zwar gleich, ob wir von Soziokultur oder Theater, Bibliotheken oder Museen sprechen) auf Grund ihrer genuinen Internationalität Akzente setzen. Es geht also um die Sensibilisierung der Bevölkerung, aber auch um das Erlernen einer interkulturellen Kompetenz seitens der Bevölkerung und der öffentlichen Verwaltung. Dafür sind Kultureinrichtungen und besonders Methoden der kulturellen Bildung unabdingbar.

Entscheidend ist auch die soziale Seite von Kultur, die auf Vergemeinschaftung angelegt ist. Jede Gemeinde sollte sich daher die Frage stellen, welche Organisation sich um die Integration ausländischer Bürger oder generell zugezogener Bürger bemüht. Wer schafft z.B. grenzüberschreitende Begegnungs- und Kooperationsstrukturen? Das muss nicht zwingend eine Kultureinrichtung sein aber es ist naheliegend ihr eine solche Funktion zu unterstellen und diese zu fördern. Die Zuwanderung vor allem ausländischer Bürger mit kulturpolitischen Strategien zu fördern bedeutet also zuerst, ein Klima der Weltoffenheit zu ermöglichen und konkrete Formate der Vergemeinschaftung oder Integration zu fördern. Pointiert ausgedrückt: Wer die aus dem Irak stammende Landärztin halten und willkommen heißen will, muss gegen Ausländerfeindlichkeit vorgehen und Möglichkeiten der Teilnahme am öffentlichen Leben schaffen, die auch über den Kirchenbesuch oder die Kirmes hinaus gehen.

Das Thema Zuwanderung beinhaltet noch eine andere Chance für den ländlichen Raum, nämlich den Zuzug junger Familien. Viel Platz, günstiger Wohnraum, Natur und vor allem weniger Anonymität als in den urbanen Zentren sind Standortvorteile in ländlichen Kommunen, die viel stärker ausgebaut werden könnten. Dafür aber müssen die Regionen auch für junge Familien attraktiv sein und zum Beispiel auch Freizeit- und Bildungsmöglichkeiten für Kinder vorhalten.

Ebenso bedeutend ist die Förderung des Gemeinsinns und damit Gemeinwesens. Soziale Netzwerke, die Kinderbetreuung, gemeinsame Fahrwege oder eine Vielfalt außerfamiliärer Bezugspersonen ermöglichen, könnten zu einem positiven Alleinstellungsmerkmal des ländlichen Raums werden. Getreu dem Motto „es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind groß zu ziehen“ bieten ländliche Gemeinden Umsetzungsmöglichkeiten für dieses Prinzip. Die Chancen bestehen darin, die Stadt-Land-Migration zu befördern. Nämlich dann, wenn gut ausgebildete Mütter und Väter in urbanen Zentren arbeiten aber im geschützten Sozialraum des Kleinstädtischen auf eine starke Gemeinschaft zurückgreifen können. Unter Umständen haben diese Faktoren sogar Einfluss auf die Entscheidung für ein drittes oder viertes Kind.

Im Grunde sprechen wir hier bereits von *Community Organizing*, welches in kleinstädtischen oder dörflichen Räumen ein großes Aktivierungspotenzial beinhaltet.

⁶ Sächsischer Landtag/ Statistischen Landesamtes des Freistaates Sachsen.
http://www.landtag.sachsen.de/dokumente/sab/20110114-Statistik-Deutsche_und_auslaendische_Bevoelkerung_nach_Landkreisen.pdf (21.11.13).

Das Gemeinwesen stärken

Die Schraubchen die man im Rahmen von Zuwanderungs- und Abwanderungsbewegungen drehen kann, können die Konkurrenz um Lebensqualität und das Image der Regionen beleben. Damit wird aber nicht der Wandel an sich gestoppt. Überall gilt daher, dass die Potentiale im Gemeinwesen und die Potentiale des Gemeinwesens ausgeschöpft werden müssen. Eine Strategie dafür ist das eben geschilderte Community Organizing. Dieses bietet den Rahmen.

Aber die Aktivierung und Befähigung der Bevölkerung für die eigene Gestaltung des Gemeinwesens braucht auch eine Engagementkultur. Ich möchte das am Beispiel des Engagements Älterer erläutern. Schon fast zur inflationär verwendeten Heilformel geworden, werden selten die damit verbundenen Herausforderungen thematisiert, nämlich wie die Aktivierung dieses Potentials erfolgen kann. Die Frage ist also, welche Methoden und Organisationsformen dieses Engagement befördern können. Dabei interessieren sowohl die Potential- als auch die Verletzlichkeitsperspektive älterer Menschen⁷. Das eine ist nicht ohne das andere zu denken. Denn als rüstiger Rentner werde ich mich viel eher engagieren, wenn ich erlebe, dass auch die Verletzlichkeitsperspektive z.B. bei Hochbetagten berücksichtigt wird. In diesem Zusammenhang ist das Engagement Älterer auch intragenerationell von Bedeutung. Das bedeutet, dass auch innerhalb der Generation gesunde Ältere z.B. für kranke Ältere eintreten.

Wie dieses Engagementpotential der jungen Senioren zu fördern sei, wird selten erörtert. Spezifische Sozialisierungserfahrungen des Ostens zum Beispiel werden fast immer ausgeblendet. Nach meiner Erfahrung braucht es sehr viel Einfühlungsvermögen, lokale Kenntnisse und eine Kultur als Haltung und Einstellung, die das Engagement für Andere positiv kommuniziert. Allein ein steuernder Rahmen wird dafür nicht reichen. Kultur- und Ehrenamtsarbeit mit Älteren erfordert ein sich Einlassen auf die besonderen Erfahrungen und Bedürfnisse älterer Menschen. Es spricht daher viel dafür, dass ein solches Einlassen eine Aufgabe von Kultureinrichtungen ist.

Potentialförderung im Gemeinwesen muss immer bedeuten, das Gemeinwesen zu stärken. Sonst wird schnell der Vorwurf laut, es ginge darum, staatliche Aufgaben mit Ehrenamt zu ersetzen. Wer das eine will – nämlich die Aktivierung zur eigenen Verantwortungsübernahme – muss auch das andere zulassen – nämlich Einmischung und politische Partizipation seitens der Bevölkerung. Somit geht es auch um die Förderung einer politischen Kultur, deren Kern der sich entfaltende Partizipations- und Gestaltungswille der Menschen in ihrem Lebensumfeld ist. Zugespitzt: wer glaubt, allein durch das Rufen nach mehr Ehrenamt unter Beibehaltung derzeitiger Strukturen und Haltungen, Menschen für ihr Gemeinwesen mobilisieren zu können, wird mindestens in Ostdeutschland scheitern. Eine ehrliche Engagementkultur zu initiieren, ist ein Prozess, der auf Vertrauen, Vorbilder und Anerkennung setzt und auch eine neue Kommunikation seitens der öffentlichen Hand benötigt. Für Kommunen heißt das auch, ein starkes Gemeinwesen auszuhalten.

Was aber braucht ein Gemeinwesen, um diese Kraft zu entwickeln? Es braucht einen Anker!

⁷ Kruse, Andreas (2013): *Alternde Gesellschaft – eine Bedrohung?* Berlin – Soziale Arbeit kontrovers Bd. 2; Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge e.V.

Seien dies ein Ort oder eine Struktur, auf jeden Fall sind es Menschen, die stellvertretend das Wort ergreifen und somit die Interessen bündeln und kommunizieren können. Diese Ankerfunktion haben besonders bürgerschaftlich getragene Organisationsformen, deren Möglichkeiten im Rahmen des *Community Organizing* noch nicht voll ausgeschöpft sind.

Der holistische Ansatz in Sachsens Soziokultur und seine administrativen Tücken

Am Beispiel der Soziokultur möchte ich ein Organisationsprinzip vorstellen, das die eben benannten Bereiche zusammenführen kann. Ein kleiner Exkurs zum Ansatz der Soziokultur ist dabei nötig, da gegenüber der Soziokultur noch immer Vorurteile existieren, die – einmal zuge-spitzt formuliert – von renitenter Antibürgerlichkeit bis zu selbstreferentieller Müsliromantik reichen. Zwar mögen in den siebziger Jahren der alten Bundesrepublik solche Zuschreibungen noch Relevanz besessen haben, im 21. Jahrhundert treffen sie weder für Ost noch für West zu. In Ostdeutschland spielen sie schon deshalb keine Rolle, weil der historische Ausgangspunkt nach 1989 in der ehemaligen DDR nicht dem der Bundesrepublik nach 1968 entsprach. Nicht als Gegenkultur, sondern als Teilhabekultur nach dem Erdulden einer Diktatur empfunden, ging es in den 90er Jahren im Bereich der vormaligen DDR vor allem darum, etwas Neues mitaufzubauen, (weniger darum, eine Alternative zu etwas Bestehenden zu bieten, wie in der Neuen Kulturpolitik West der 70er Jahre⁸) Die noch immer vermuteten Antagonismen zwischen Hoch- und Breitenkultur spielten und spielen zumindest in Sachsen kaum eine Rolle.⁹ Außerdem lassen sich die Ansätze von Kulturarbeit, gewissermaßen in der Wortverbindung von Kultur und Arbeit, in Ostdeutschland nahezu lückenlos bis ins 19. Jahrhundert zurückverfolgen.¹⁰ Die ersten Volkshäuser der Arbeiterkulturbewegung trugen diesen Ansatz genauso wie die Kulturhäuser in der DDR; dementsprechend hat die Hochschule Potsdam ihren einschlägigen Studiengang auch „Kulturarbeit“ (E. Binas) genannt. Unter Berücksichtigung der jeweiligen unterschiedlichen Gesellschaftssysteme, in denen diese Vorläufer wirkten, bleibt eine Gemeinsamkeit festzuhalten. Nämlich die Grundannahme, mit den Mitteln von Kunst und Kultur Gesellschaft gestalten zu können und dies auch zu wollen.¹¹

In der Sparte Soziokultur aufgegangen sind nach 1989 in Ostdeutschland ehemalige DDR-Kulturhäuser und Jugendclubs, neue (jugend-)kulturelle und kulturpädagogische Initiativen sowie aus Bürgerbewegungen heraus entstandene Vereine, die der demokratischen Erneuerung in Ostdeutschland zuzuordnen sind. Die ostdeutschen Vereine und Initiativen übernahmen den Begriff Soziokultur. Er ist leider auch heute noch sperrig und wenig klärend. Der Begriff Sozio-

⁸ Vgl. Sievers, Norbert; Wagner, Bernd (Hrsg.) (1994): *Blick zurück nach vorn. 20 Jahre Neue Kulturpolitik*. Hagen: Kulturpolitische Gesellschaft.

⁹ Vgl. Knoblich, Tobias (2001): *Das Prinzip Soziokultur. Geschichte und Perspektiven*. Aus Politik und Zeitgeschichte 11/2001; (2003): Soziokultur in Ostdeutschland. Aus Politik und Zeitgeschichte 5/2003

¹⁰ Vgl. Groschopp, Horst (1993): *Der singende Arbeiter im Klub der Werktätigen. Zur Geschichte der DDR-Kulturhäuser*; ders. (1994): *Kulturhäuser in der DDR. Vorläufer, Konzepte, Gebrauch. Versuch einer historischen Rekonstruktion*. ders. (1994a): *Gab es in der DDR Soziokultur?*; ders. (2001): *Breitenkultur in Ostdeutschland. Herkunft und Wende – Wobin?*

¹¹ Pallas, Anne (2010): *Soziokultur, Volkskultur – Breitenkultur. Eine Analyse breitenkultureller Konzepte in der DDR und der BRD*. Unveröffentlichte Masterarbeit an der Dresden International University.

kultur ist genau genommen ein Pleonasmus, da Kultur in einem weiten Verständnis immer auch Gemeinschaften und Gesellschaften mit ihren spezifischen Kulturen meint. Eine Sozio-, also Gemeinschaftskultur betont somit den Ansatz einer Kultur, der weniger von Exklusivität, Virtuosität oder Kontemplation ausgeht, sondern dessen Bezug in der Gesellschaftlichkeit liegt. In diesem Zusammenhang ist die Soziokultur keine eigentliche Kultursparte. Sie ist vielmehr ein Funktionsprinzip, dessen Ziel in der Gestaltung der „guten“ Gesellschaft liegt.

Konkreter gesprochen sind es die Kommunen und ihre Bürger, für die der soziokulturelle Ansatz Sorge trägt. Deren Zukunftsfähigkeit und Potentiale, Beziehungskulturen zu entwickeln, in der jeder Einzelne spürt, dass er gebraucht wird, stehen über dem Ansatz von Kulturarbeit. Darin vereint ist die Vorstellung, dass Kunst und Kultur die Kraft haben, Gemeinschaften zu stärken und Gesellschaften zu gestalten. Deshalb vertritt die Soziokultur selbstverständlich alle Sparten aber auch die Medienpädagogik, Jugendarbeit, kulturelle Bildung als politisch-soziale und künstlerisch-ästhetische Bildung und fördert darüber hinaus das bürgerschaftliche Engagement. Soziokulturelle Zentren sind dabei die stärkste Konkretion des soziokulturellen Ansatzes. Sie fungieren nicht nur als Mehrspartenhäuser, sondern auch als genreübergreifende Kulturanbieter und sind darüber hinaus in der kulturellen Bildung tätig. Vor allem zeichnen sie sich durch eine starke Verbindung in das und an das Gemeinwesen aus. In diesem Sinne folgt die Kulturarbeit einem sehr pragmatischen Ansatz, der ohne subversive Zuschreibungen auskommt.¹² Die Soziokulturellen Zentren Sachsens haben dabei ein Profil entwickelt, das sie als multifunktionale Kultureinrichtungen ausweist. Ich würde sagen, dass sie in Art und Weise ihres Wirkens systemstabilisierend sind.¹³ Das Prinzip der ganzheitlichen Aufgabenübernahme ist aber selbstverständlich übertragbar. Zum Beispiel sind auch Bibliotheken oder Museen als multifunktionale Institutionen denkbar, weil auch hier große Potentiale bestehen, über die literarische oder museale Aneignung hinaus, als gemeinschaftsbildender Kulturort zu fungieren.

Die Kapitel zuvor haben kulturpolitische Strategien vorgestellt, deren Wirkung nur ganzheitlich also zusammengeführt funktionieren kann. Durch Imageverbesserung kann der Abwerbung nur dann positiv entgegen gewirkt werden, wenn das Image auch für Weltoffenheit steht. Diese Offenheit als gelebte und damit im Gemeinwesen verankerte Selbstverständlichkeit kann die Zuwanderung positiv beeinflussen. Ohne die Stärkung des Gemeinwesens und eine damit verbundene Förderung sozialer Netzwerke ist wiederum ein Imagewandel kaum denkbar. Und all das korrespondiert mit einer Engagementkultur, welche eine positive Wirkung auf alle genannten Arbeitsfelder hat.

Es gilt, diese Strategien sinnvoll zusammenzubringen und auch fördertechnisch darzustellen. Dass dies eine große Herausforderung darstellt, wissen die vom Landesverband Soziokultur

¹² Nicht zuletzt die Ergebnisse der Bestandsaufnahme zur sächsischen Soziokultur haben diese Wahrnehmung bestätigt. Besonders im Selbstverständnis der Akteure zeigte sich, dass Kulturarbeit nicht etwa als Gegenkultur oder Klientelpolitik empfunden wird, sondern als Teilhabekultur, die die Gesellschaft als Ganzes im Blick hat. Vgl. Landesverband Soziokultur Sachsen e.V. (2013): *Soziokultur in Sachsen – 2013*. S.82ff.

¹³ Vgl. Pallas, Anne; Gaede, Andrea: *Soziokultur in Sachsen – Zwischen Müsliromantik und Kulturhausvergangenheit*. Vortrag im Sächsischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst am 30.01.2012 im Rahmen einer Mittagsbegegnung.

vertretenen Kulturhäuser aus der praktischen Arbeit. Mehr als ein Drittel der Soziokulturellen Zentren in Sachsen sind bereits Kultur- und Jugendeinrichtungen im Sinne des § 11 SGB VIII. Die damit einhergehende Aufsplitterung der Ressortzuständigkeit verhindert mit aller Macht, dass diese Teile zusammengeführt werden. Zwar gelingt das vielen Zentren aus eigener Kraft und Einsicht, aber die Hürden sind gewaltig. Von unterschiedlichen Verwendungsnachweisen, Geschäftsberichten und Ansprechpartnern in der Kommune, bis hin zur geteilten Außenvertretung ist dies eine deprimierende Situation. Besonders dann, wenn wie im Falle des Kulturwerks Riesa, der Jugendbereich erhalten bleibt, aber die Kulturseite nicht mehr gefördert werden soll. Oder umgekehrt der Jugendbereich eingespart wird, in der Annahme die Kulturarbeit ginge einfach so weiter. Besonders traurig ist es, wenn sich die Ressorts gegenseitig die Verantwortung zuschieben: zum Beispiel kann ein Chor mit Jugendlichen je nach Betrachtungsweise kulturelle Bildung bzw. Nachwuchsförderung sein (Bereich Kultur). Er kann als kulturelle Jugendbildung (Bereich Jugendarbeit § 11) verortet werden oder wenn sogenannte benachteiligte Jugendliche teilnehmen, könnten wir auch von Jugendsozialarbeit sprechen (Bereich Jugendsozialarbeit § 13). Wenn aber drei zuständig sind, will keiner zuständig sein.

Ich sage Ihnen hier ganz deutlich: In der Praxis lassen sich Jugendarbeit und Kulturarbeit nicht voneinander trennen! Und wenn es darum geht, die jugendliche Abwanderung zu stoppen und eine Rückkehr zu ermöglichen dürfen wir die Bereiche schon gar nicht trennen, weil wir wertvolle Möglichkeiten der Zusammenarbeit verspielen. Gerade für den ländlichen Raum bin ich mir sicher, dass wir uns die Separierung der Ressorts – und damit der Bevölkerungsteile – künftig nicht mehr leisten können. Genau genommen war das noch nie besonders fruchtbar, weil es das menschliche Zusammenleben in Verwaltungseinheiten trennt. Auch andere gesellschaftliche Aufgaben, wie sie etwa das Inklusionsthema und die kulturelle Bildung erfordern, werden wir nur ressortübergreifend bewerkstelligen können.

Inbegriff soziokultureller Arbeit ist der ganzheitliche am Gemeinwesen orientierte Ansatz einer Kulturarbeit, der versucht, die Grenzen aufzulösen. Wünschenswert wäre, dass dieses Prinzip über die Soziokultur hinaus zur Anwendung käme und auch innerhalb bestehender Strukturen (Kultur-, Jugend-, Bildungseinrichtungen) Unterstützung erfährt. Noch längst sind die hierin liegenden Potentiale nicht ausgeschöpft. Schon Jugend- und Kulturarbeit zusammenzuführen, erweist sich – wie eben beschrieben – als schwierig. Was aber wäre, wenn Kultur-, Bildungs-, Jugend- und Sozialarbeit, ja selbst Wirtschaftsförderung und Liegenschaftsverwaltung zusammen gedacht würden?

Eine Vielzahl kulturpolitischer Strategien zu einer kommunalpolitischen Strategie zusammenzuführen könnte eine neue Organisation des Gemeinwesens bewirken und auch neue Institutionstypen hervorbringen. Ich bin mir leider sicher, dass diesen Weg – wenn überhaupt – nur kleine Kommunen in Not gehen können. Denn machen wir uns nichts vor, die Separierung des Lebens in Zuständigkeiten haben wir auf allen Ebenen durchdekliniert, von der Bundes- versus Länderebene bis zur Landes- versus Kommunalebene und zur Gemeinde- versus Bürger-ebene. Gerade deshalb könnten kleine Kommunen zum Vorreiter einer Entwicklung werden, die auch für große Städte Vorbildwirkung haben könnte, indem sie einen ganzheitlichen Ansatz in kommunalpolitische Strategien übersetzen.

Das Organisationsprinzip und dessen Bedingungen

Die Maxime sollte lauten, die Organisation des Gemeinwesens vom Menschen her zu denken. Die Frage, die uns leiten sollte, lautet: Was brauchen die Menschen und wie stärken wir sie? Man kann auch konkret fragen: Welche Organisationsform kann diese vielfältigen Aufgaben übernehmen und ist dabei vergleichsweise kostengünstig? Ich sage daher ganz klar: Mehr Mut zum Gemeindezentrum mit soziokultureller Ausrichtung, Verdichtung der Angebote, da wo es geboten ist und eine ressortübergreifende Förderung!

Ich stelle mir ein Kulturhaus vor mit Ehrenamtsorganisation, Tauschbörse, Hausaufgabenhilfe, Jugend- und Seniorentreff, gern auch räumlich separiert aber organisatorisch verbunden, weil auch spezifische Lebenswelten berücksichtigt werden müssen. Generationsübergreifendes entsteht dann eher zufällig, auf Kontakt und Begegnung beruhend, freiwillig, authentisch. Ein Kulturhaus, das auch beratend tätig ist, mit direktem Draht zur Verwaltung, zu Schulen, Kitas sowie ansässigen Unternehmen, mit Punkkonzerten und Lesungen, selbstgemachter Marmelade und Diavorträgen, Hutzenabend und Klavierkonzert, Töpferkurs und musikalischer Früherziehung, mit Proberäumen und Bühne, Schuleinführungs- und Weihnachtsfeiern, mit Knowhow-Vermittlung für andere Vereine, Raum für Kreistagsitzungen und Bürgergespräche aber auch Ort für Bürgerbegehren. Ein Haus mit Mut zur Bookingverantwortung für professionelle Theater und Bands, mit Philharmoniekonzerten und Märchenstunde, Jam Sessions und Partys, mit Gastronomie, Heimatmuseum und Bibliothek – vielleicht auch nur als Büchertauschbörse organisiert.

Kurz gesagt: ein multifunktionales Haus mit multifunktionaler Nutzung und Ausstattung. Ein Haus, das auch Freiräume für interessierte Bürger, Vereine und Andere bereithält. Ein Haus, dessen Akteure auch unbequeme Fragen stellen und damit auch als Anwalt des Gemeinwesens fungieren.

Wie wichtig das ist, zeigt sich gerade in Schneeberg. Zur aktuellen Asylproblematik in Schneeberg greift das Soziokulturelle Zentrum „Goldne Sonne“ zusammen mit der Landeszentrale für politische Bildung ein gesellschaftliches Zerwürfnis auf und beginnt eine wichtige Diskussion. In diesem Sinne dürfen solche Zentren nie nur Dienstleister sein, sondern immer auch Orte gesellschaftlichen Wirkens.

Ich möchte Ihnen drei Bedingungen nennen, die meines Erachtens erfüllt sein müssen, um ein solches Kulturzentrum zum Erfolg zu bringen. Ich stütze mich dabei auf die Erfahrungen und Beobachtungen aus der soziokulturellen Praxis.

1. Sie brauchen ein hervorragendes Management, um einen Multiplikationseffekt zu erzeugen. Eine Art Sozial-, Kultur- und Gemeindemanagement. Kein Ehrenamt! Denn hinter den beschriebenen Funktionen stehen ausgefeilte Konzepte. Community Organizing zum Beispiel ist eine Strategie, kein altruistisches Wollen. Das Audience Development steht für eine strategische Publikumsentwicklung, die vor allem die Bedürfnisse und spezifisch lokalen Gegebenheiten in den Blick nimmt. Bis hin zum Marketing, was nichts weiter heißt als: „Tu Gutes und rede darüber!“, damit es jeder versteht, mitbekommt und selber mitmacht. Auch Kompetenzen in Buchführung und Veranstaltungsrecht, GEMA, KSK, Facebook und Co. gehören zum Gelingenrahmen für multifunktionale Kultureinrichtungen.

2. Sie brauchen die Beteiligung also Teilhabe der Bevölkerung. Dabei meine ich mit Teilhabe die Gegenseitigkeit von Geben und Empfangen. Denn ein Großteil der Organisation des Gemeinwesens muss über ehrenamtliche Strukturen laufen. Teilhabe heißt auch, Partizipation und Verantwortungsübernahme im Gemeinwesen anzuregen, sich politisch einzubringen aber auch selbst künstlerisch tätig zu werden. Es geht um Selbstbefähigung. Das setzt voraus, dass ein solches multifunktionales Zentrum von der Bevölkerung anerkennt und getragen sein muss und die darin wirkenden Angestellten sich des Dienstleistungscharakters bewusst sind, den ihr Haus innehat.
3. Sie benötigen die hundertprozentige Partnerschaft zwischen Kommune und Kulturzentrum. Dies vor allem, weil es um ein Querdenken geht, um Ressortzusammenlegung und Verhandlung auf verschiedenen Ebenen: zwischen Landkreisen und Land, Kommunen und – in Sachsen – auch den Kulturräumen. Die Kommune ist auch deshalb der wichtigste Partner, weil es um kommunale Aufgaben geht. Ein solches multifunktionales Zentrum ist keine freiwillige Leistung, kein Sahnehäubchen, sondern ein Standortfaktor. Über solche Standortfaktoren könnten die Kommunen zukünftig in eine gesunde Konkurrenz treten.

Ich möchte noch einen weiteren Mehrwert verdeutlichen, der oft keine Beachtung findet. Am Beispiel der soziokulturellen Kulturhäuser in Sachsen wird deutlich, dass diese einen Drittmittelanteil von rund 22% haben. Das heißt für Sachsen, dass mit insgesamt 9 Mio. Euro öffentlicher Förderung der Häuser, weitere rund 5 Mio. Euro in die Kommunen fließen, die durch Drittmittel von den Zentren akquiriert werden. Weitere 8 Mio. Euro erwirtschaften die Zentren selbst.¹⁴

Ein multifunktionales Kulturzentrum kann daher auch als Wertschöpfung für die Kommune betrachtet werden und muss in diesem Verständnis auch unternehmerisch – nicht kommerziell – handeln.

Man könnte die Liste der Möglichkeiten sicher noch weiter führen. Ein starkes an die Gemeinde gebundenes und zivilgesellschaftlich getragenes Kulturzentrum könnte auch als Träger für andere Aufgaben fungieren: für die Kita, die Schule oder das Seniorenheim, den Bäcker, die Sparkasse oder den Tante Emma Laden – warum auch das nicht einmal zusammendenken? Denkbar ist auch ein multifunktionaler Ansatz, der weniger von einer Institution ausgeht, als von einer Struktur. Der Stadtverein Weißwasser ist ein solches Modellprojekt, bei dem ein durch die Bürgerschaft und die Kommune getragener Verein als Initiator wirkt, Netzwerke bildet, Engagement mobilisiert, Projekte initiiert und realisiert. Der Verein unterstützt Menschen, die die Lebensqualität ihrer Stadt aktiv gestalten möchten.

Viele der benannten Tätigkeitsfelder umschreiben soziale Funktionen, die auch von anderen Trägern im Gemeinwesen erfüllt werden können. Seien dies Familienzentren oder Mehrgenerationenhäuser, Bürgerstiftungen oder Freiwilligenagenturen. Dennoch möchte ich diese Arbeitsfelder einer kulturpolitischen Strategie unterordnen. Dies vor allem in dem Verständnis, dass Kulturpolitik nicht nur Kunstpolitik sondern Gesellschaftspolitik ist. Denn es geht auch um unsere Kultur, um die Bedingungen, Haltungen und Einstellungen, die wir benötigen, um eine Kultur der gegenseitigen Achtsamkeit zu pflegen und als höchstes Gut anzuerkennen. Warum

¹⁴ Landesverband Soziokultur Sachsen e.V. (2013): *Soziokultur in Sachsen – 2013*. S.43ff

dies Kultureinrichtungen besonders gut können, liegt darin, dass sie neben den caritativen und am Gemeinwesen orientierten Leistungen auch Unterhaltung, Freude, Entspannung und intellektuelle Reize bieten. Kurz: Vergnügung – oder, wie Bertolt Brecht dies einmal sinngemäß formulierte: die nobelste Funktion der Kultur sei ja die Vergnügung. Damit erreichen sie einfach mehr Menschen! Nämlich auch die, die kein Problem haben, keine Hilfe benötigen oder – im verwaltungstechnischen Jargon ausgedrückt – eine nicht förderfähige Zielgruppen sind. Ich sehe an dieser Stelle einmal von den Argumenten eines Rechtes auf Kultur und kulturelle Bildung für alle Generationen und Milieus ab, weil dieses Argument zwar richtig ist, aber im Kontext freiwilliger Leistungen nur zu oft als Sonntagsrede taugt. Ich konzentriere mich daher nicht auf das Gerechtigkeits- und Zugangsargument, sondern auf den gesellschaftspolitischen Nutzen.

Pragmatisch betrachtet: wenn in einem Gemeinwesen die Starken die Schwachen unterstützen sollen, muss es einen Ort geben, der beide Gruppen zusammenführt. Dafür müssen auch die Bedürfnisse beider Gruppen berücksichtigt werden. Also kein an Defiziten orientiertes Kulturprogramm, sondern eines, das herausfordert, anregt und Spaß macht. Es geht auch nicht unbedingt darum, alle Bevölkerungsteile zu erreichen, sondern verschiedene. Weil sich dadurch die Chancen auf Kontakt und gegenseitige Unterstützung erhöhen. Ich spreche von Synergieeffekten und auch davon, das soziale Handeln von der Sozialarbeit abzukoppeln und als Kulturleistung einer Gesellschaft anzusehen.

Die Multifunktionalität von Institutionen könnte die Ressortzuteilung auflösen, weil es schlussendlich keine Rolle mehr spielt, ob der eigentliche Träger ein Mehrgenerationenhaus, eine Bibliothek, ein Theater oder ein soziokulturelles Zentrum ist. Es geht vielmehr um die Möglichkeit, vielfältige Aufgaben im Gemeinwesen zu übernehmen. Und zwar genau da, wo plurale Trägerstrukturen nicht mehr finanzierbar sind.

Mit dem Wissen um die Chancen, die Krisen innewohnen, könnten kulturpolitische Strategien der Leitwolf für Veränderungsprozesse werden, könnten diese vordenken und Mehrheiten für deren Umsetzung mobilisieren. Was wir brauchen ist daher mehr als ein Kampf um den Erhalt von Strukturen. Wir brauchen Visionen, diese Strukturen neu zu denken und aus einem Kulturland eine Kulturgesellschaft wachsen zu lassen. Eine kulturell gebildete Gesellschaft, die auch die Potentiale von Kreativität, Solidarität, Selbstbefähigung und Verantwortungsübernahme ausschöpft. Die Antwort kann also nicht Rückbau heißen, sondern Umbau, vielleicht sogar Neubau aber dies konsequent vom Menschen her gedacht.

Literatur

- Göschel, Albrecht: Demographischer Wandel – Chance oder Bedrohung? Vortrag auf dem 3. Sächsischen Fachtag Soziokultur am 28.11.2012. in Leipzig.
- Groschopp, Horst: Der singende Arbeiter im Klub der Werktätigen. Zur Geschichte der DDR-Kulturhäuser. In: MKF Ostdeutsche Kulturgeschichte. Jahrgang 16. Heft 33. Berlin 1993.
- Groschopp, Horst: Kulturhäuser in der DDR. Vorläufer, Konzepte, Gebrauch. Versuch einer historischen Rekonstruktion. In: Ruben, Thomas; Wagner, Bernd. (Hrsg.) (1994): Kulturhäuser in Brandenburg. Eine Bestandsaufnahme. Potsdam: Verlag für Berlin Brandenburg 1994.
- Groschopp, Horst: Gab es in der DDR Soziokultur? In: Arbeitsgruppe Soziokultur im Freistaat Sachsen / SMWK / Regierungspräsidium Sachsen / LAG soziokultureller Zentren / Kulturpolitische Gesellschaft (Hrsg.) Soziokultur in Sachsen. Analysen, Anmerkungen, Ausblicke. Dresden 1994.
- Groschopp, Horst: Breitenkultur in Ostdeutschland. Herkunft und Wende – Wohin? In: Aus Politik und Zeitgeschichte B11. 2001.
- Knoblich, Tobias: Das Prinzip Soziokultur. Geschichte und Perspektiven. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 11/2001.
- Knoblich, Tobias: Soziokultur in Ostdeutschland. In: Aus Politik und Zeitgeschichte 5/2003.
- Kröhnert, Steffen; Klingholz, Reiner: Not am Mann. Von Helden der Arbeit zur neuen Unterschicht? Lebenslagen junger Erwachsener in wirtschaftlichen Abstiegsregionen der neuen Bundesländer. Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung. 2007.
- Kruse, Andreas: Alternde Gesellschaft – eine Bedrohung? Berlin – Soziale Arbeit kontrovers Bd. 2; Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge e.V. 2013.
- Landesverband Soziokultur Sachsen e.V. :Soziokultur in Sachsen – 2013. Dresden 2013.
- Pallas, Anne: Soziokultur, Volkskultur – Breitenkultur. Eine Analyse breitenkultureller Konzepte in der DDR und der BRD. Unveröffentlichte Masterarbeit an der Dresden International University 2010.
- Pallas, Anne; Gaede, Andrea: Soziokultur in Sachsen – Zwischen Müsliromantik und Kulturhausvergangenheit. Vortrag im Sächsischen Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst im Rahmen einer Mittagsbegegnung am 30.01.2012.
- Schramm, Christian: Der Mensch geht – der Wolf kommt? Ein Beitrag aus kommunalpolitischer Sicht. Vortrag auf der Tagung „Schneller, Höher, Älter – Sachsen 2030“ in Dresden am 20.11.2013.
- Sievers, Norbert; Wagner, Bernd (Hrsg.): Blick zurück nach vorn. 20 Jahre Neue Kulturpolitik. Hagen: Kulturpolitische Gesellschaft 1994.

Internetquellen

- http://www.landtag.sachsen.de/dokumente/sab/20110114-Statistik-Deutsche_und_auslaendische_Bevoelkerung_nach_Landkreisen.pdf (21.11.13)
- <http://www.mdr.de/mdr-info/abwanderung-sachsenanhalt102.html> (20.11.13)

Regine Möbius¹

Schlußwort

Für zwei Tage hat dieses gastliche Institut zusammen mit dem Deutschen Kulturrat deutsche und internationale Wissenschaftler, Kulturpolitiker, in der Kultur Engagierte und Studenten eingeladen, die Frage zu beleuchten, ob Kunst und Kultur die Attraktivität einer Region erhöht und dadurch auch eine höhere Bindung an diese Region – in unserem Fall der ländliche und kleinstädtische sächsische Raum – entstehen kann.

Aus kulturellem und landschaftlichem Reichtum bildeten sich Identitätsbezüge. Tradition, Überkommenes und gepflegtes Brauchtum waren und sind tragende Elemente von Verwurzelung in der Region. Unterschiedliche Beiträge der Tagung beinhalteten mit erfahrungsspezifischem Blickwinkel immer wieder die Forderung, dass Reaktionsmuster gefunden werden müssen, die bestehende Kultur zu schützen, zu fördern und diese mit neuen Angeboten zu verknüpfen, ob von Ihnen, verehrter Herr Professor Vogt, ob aus dem Kulturraum Oberlausitz-Niederschlesien, den Kulturraumsekretären, aus dem Studiengang Kultur und Management der Hochschule Zittau Görlitz, den kulturpolitischen Sprechern des Sächsischen Landtages oder anderen spannenden Gästen.

Diesen zu erstellenden Reaktionsmustern liegen, wie wir gestern und heute immer wieder gehört haben, komplizierte Mischungsverhältnisse zu Grunde. Dem demographischen Wandel, Skeptiker sprechen von einer demographischen Krise oder Katastrophe, steht eine zunehmend wissensintensive Wirtschaft gegenüber, die Mobilität, Flexibilität und einen hohen Bildungsgrad fordert. Die daraus entstehende Folgen, die Entleerung ländlicher Räume – natürlich nicht nur in Sachsen, sondern bundes- und europaweit – werden in den kommenden Jahren immer heftiger begleitet werden von rapide zurückgehenden Zahlen qualifizierter, mobiler Arbeitskräfte, das sind die jungen und jüngeren Teile der Bevölkerung dieser Regionen. Ein Bevölkerungsrückgang in der Verbindung mit der Verschärfung sozialstaatlicher Verteilungskonflikte scheint der Verschärfung sozialer Ungleichheit und der Verfestigung sozialer Gegensätze Vorschub zu leisten. Dabei ist weniger an unmittelbare Generationskonflikte als an regionale – und damit oft verbunden – soziale Ungleichheiten und Konflikte zu denken.

Es ist das große Verdienst dieser Tagung, für deren Vorbereitung und Durchführung an dieser Stelle allen hier im Haus sehr herzlich zu danken ist, in besonderer Weise die Rolle der Kultur und der Identifikation mit Kultur in diesen Prozessen fokussiert zu haben. Kulturakteure, die mit neuen Konzepten, mit Augenmaß und Förderstrategien zivilgesellschaftliche und kulturpolitische Kräfte binden, sind die wichtigen Partner in der Region. Kultur entwickelt sich und gewinnt, wenn sie vor Ort lebendig gestaltet werden kann. Gelänge uns ein alltagspraktischer Handlungsbezug auf Kultur, wie in den letzten zwei Tagen häufig erwähnt, könnte neue kultu-

¹ Vizepräsidentin des Deutschen Kulturrats und Bundesbeauftragte für Kunst und Kultur der ver.di.

relle Identität in dieser Region entstehen, d.h. das Bewusstsein, etwas so zu kommunizieren und umzusetzen, dass auch eine neue Zugehörigkeit entsteht.

Wenn von dieser Tagung Impulse ausgehen werden an die Politik und an die Regionen, aber auch grenzübergreifend, sich des bereits Erreichten zu vergewissern und die Anregungen als Handlungsmöglichkeiten aufzugreifen, hat die Tagung einen wesentlichen und wichtigen Beitrag in der Region aber auch überregional geleistet.

"Auf die Dauer nimmt die Seele die Farbe der Gedanken an", sagte der römische Kaiser Marc Aurel. Was wäre bereichernder, anregender, farbiger als Kunst und Kultur? Sie sind menschliche Gestaltungselemente, in denen es um Sinn-, Wert- und Wirklichkeitsfragen geht. In ihnen finden wir die kulturpolitischen Gegenstrategien zu einer befürchteten Verödung dieser und vieler anderer Regionen.

Der britische Nationalökonom Richard Layard spezialisierte sich auf Bildungsökonomie, warb für einen Kurswechsel in Politik und Wirtschaft und resümierte: „Die Politik eines Staates sollte danach beurteilt werden, inwieweit sie Glück mehrt und Leid mindert (...) davon hängt die Zukunft unserer Kultur ab.“ Es geht deshalb auch um wahrnehmbare Entwicklungen von Kulturregionen. Und es darf nicht vergessen werden, dass diese auch abhängig ist von einer bewusst eingesetzten Kulturfinanzierung.

Noch einmal danke ich im Namen des deutschen Kulturrates Ihnen, lieber Herr Professor Vogt, wie auch allen Beteiligten, den Organisatoren und Gästen für ihr Engagement und ihr Interesse und wünsche Ihnen eine gute Heimreise.

Programm der Tagung

Verödung? Kulturpolitische Gegenstrategien

22. und 23. November 2013, Haus Klingewalde, Görlitz

Veranstalter: Deutscher Kulturrat und Institut für kulturelle Infrastruktur Sachsen
im Zusammenwirken mit dem Kulturraum Oberlausitz-Niederschlesien
und dem Studiengang Kultur und Management der Hochschule Zittau/Görlitz

Freitag 22.11.2013

- 11:15 Begrüßung:
Bürgermeister Dr. Michael Wieler, Stadt Görlitz;
Joachim Mühle, Kultursekretär des Kulturraums Oberlausitz-Niederschlesien
- 11:40 Olaf Zimmermann, Geschäftsführer des Deutschen Kulturrats, Berlin: *Demographischer Wandel: Eine unterschätzte Aufgabe der Kulturpolitik*
- 12:00 Matthias Theodor Vogt, Direktor des Instituts für kulturelle Infrastruktur Sachsen und Professur für Kulturpolitik an der Hochschule Zittau/Görlitz:
Kunst und Kultur als Resilienzfaktoren. Zum aktuellen Stand der Forschungen
- 13:00 Anton Sterbling, Professor für Soziologie an der Hochschule der Sächsischen Polizei Rothenburg / Oberlausitz und Sprecherrat der Sektion Europasozioogie der Deutschen Gesellschaft für Soziologie: *Kulturelle Verödung – nimmt Südosteuropa Sachsens Entwicklung vorweg?*
- 13:30 Najem Wali, Berlin und Jena: *Eine Elegie auf Palmen und Dichter. Entvölkerung des nicht-metropolitanen Raums in Irak und Gegenstrategien der Zivilgesellschaft.*
- 14:00 Mittagessen (La Taverna, Görlitz)
- 15:00 Wolfgang Donsbach, geschäftsführender Direktor des Instituts für Kommunikationswissenschaft, Professor an der Technischen Universität Dresden: *Kulturarm versus kulturreich? Vorüberlegungen zu einem Vergleich der kulturellen Lebensräume in städtischen und ländlichen Regionen sowie ihrer Auswirkungen auf Lebensqualität, Bindung und Funktionalität der Region*
- 15:20 *Kulturpolitische Strategien.* Beiträge der kulturpolitischen Sprecher der im Sächsischen Landtag vertretenen demokratischen Parteien:
Aline Fiedler MdL, CDU-Fraktion
Dr. Eva-Maria Stange MdL, SPD-Fraktion
Dr. Karl-Heinz Gerstenberg MdL, Fraktion Bündnis 90/Die Grünen
Dr. Volker Külöw MdL, Fraktion Die Linke
Nico Tippelt MdL, FDP-Fraktion
Moderation: Michael Bartsch, freier Journalist Dresden,
und Roxana Hartig, Masterstudentin Kultur und Management Görlitz
- 17:30 Fortführung der Diskussion mit den Abgeordneten, Special Guest:
Dr. Seokmin Lee, Lehrstuhl Verfassungsrecht, Staatliche Universität Seoul

- 20:00 Patrizierhaus St. Jonathan, Görlitz: Milena Vettraino (Horn), Intendantin und Geschäftsführerin des Sorbischen Nationalensembles, und Liana Bertók (Klavier): *Verödung? Künstlerische Gegenstrategien*
- 20:15 Abendessen auf Einladung des Vorsitzenden des Kulturraums Oberlausitz-Niederschlesien, Landrat Bernd Lange

Samstag 23.11.2013

- 09:30 Matthias Herrmann, Lehrstuhl Musikwissenschaft an der Hochschule für Musik Carl Maria von Weber, Dresden: *Musische Verarmung?*
- 10:00 Michèle Spohr, Universität Hannover, DFG-Projekt „Das Verhältnis von Infrastrukturen und Dörflichkeit“ am Lehrstuhl Barlösius:
Welches Verständnis von Sozialität (Gesellschaftlichkeit / Gemeinschaftlichkeit) wohnt räumlich-fixierten Infrastrukturen inne?
- 10:30 Anne Pallas, Geschäftsführerin des Landesverbandes Soziokultur Sachsen:
Vom Menschen her denken. Potenziale multifunktionaler (Kultur)Institutionen für den ländlichen Raum.
- 11:00 Matthias Theodor Vogt und Katja Rehor, Anna-Lena Roderfeld, Claudia Tronicke, Meike Weid, Otte, Friederike, Jadranka Bagi, Zuzsanna Kovács, Masterstudenten Kultur und Management Görlitz:
Kulturräume 2011 und 1995
- 11:15 *Kulturräume in Sachsen 2024: Beiträge der Kulturraumsekretäre*
Wolfgang Kalus, Kultursekretär des Kulturraums Erzgebirge-Mittelsachsen
Joachim Mühle, Kultursekretär Kulturraum Oberlausitz-Niederschlesien
Manfred Wiemer, Leiter des Kulturamts der Stadt Dresden
Moderation: Matthias Theodor Vogt
- 13:50 Regine Möbius, Vizepräsidentin des Deutschen Kulturrates: *Schlußwort*
- 14:00 Mittagessen und Ausklang

Notizen

